Ausgabe 7–8 | 2019

Weichen gestellt

Delegiertenversammlung von Curaviva blickt in die Zukunft – S. 45

CURAVIVA

Fachzeitschrift Curaviva
Verband Heime & Institutionen Schweiz

Sozialpädagogik

Ein Berufsbild im Wandel

«Die gosse Nachfrage nach Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen zeigt, wie wichtig es ist, dieser Berufsgruppe Sorge zu tragen.»

Elisabeth Seifert
Chefredaktorin

Liebe Leserin, lieber Leser

Vielleicht haben auch Sie eine bestimmte Vorstellung von der Zunft der «Sozis» – besonders, wenn sie nicht selbst dazugehören. Hartnäckig hält sich das Bild vom etwas weltfremden Gutmenschen in Birkenstock-Schuhen und Schlabberkleidung, der sich sozialromantisch verklärt um die ihm anvertrauten Menschen kümmert. Ein Bild, das geprägt ist von der gesellschaftlichen Entwicklung im Nachgang der 68er-Bewegung. Diese war für die Profilbildung der Berufe im Bereich der Sozialen Arbeit, wozu die Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen gehören, von zentraler Bedeutung.

Ob der Typ des sympathisch-verschrobenen «Sozi» heute noch der Realität entspricht? Darüber bilden Sie sich anhand der Beiträge in diesem Heft am besten selbst ein Urteil. In den vergangenen Jahrzehnten haben sich die Berufe unter dem Dach der Sozialen Arbeit professionalisiert. Grosse Teile unseres Sozial- und Gesundheitswesens würden ohne all die Profis nicht funktionieren. In den drei Arbeitsfeldern Unterstützung von Kindern und Jugendlichen, Begleitung von Menschen mit Behinderung und Betreuung von Personen im Alter arbeiten in der Schweiz zurzeit über 100 000 Frauen und Männer. Neben den Fachangestellten Betreuung, die knapp die Hälfte der Fachpersonen in diesem Bereich ausmachen, bilden die Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen mit über 20 Prozent die zweitgrösste Berufsgruppe. Grund genug, ihnen einen Schwerpunkt zu widmen.

Kommt dazu, dass die Höhere Fachschule für Sozialpädagogik Luzern (hsl) von Curaviva Schweiz dieses Jahr ihr 60-Jahr-Jubiläum feiert. Aus den ersten mehrwöchigen Heimerzieherinnen-Kursen im Jahr 1959 ist ein moderner Studiengang für professionelle Lebensbegleitung geworden, den derzeit 314 Frauen und Männer absolvieren. Die «hsl» ist eine von mehreren Höheren Fachschulen in diesem Bereich. Ein Studium der Sozialpädagogik ist zudem auch an einigen Fachhochschulen möglich.

Die Absolventinnen und Absolventen all dieser Studiengänge sind auf dem Arbeitsmarkt sehr gefragt. Viele Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen arbeiten in der stationären Begleitung vor allem von Kindern und Jugendlichen und von Menschen mit Behinderung. Sie sind aber immer mehr auch in ambulanten Tätigkeitsfeldern anzutreffen. Die über das Heft verteilten Porträts von Studierenden und Absolventen der «hsl» vermitteln einen Eindruck von der Vielfalt der beruflichen Tätigkeiten. Die Studienanwärterinnen und -anwärter haben überdies unterschiedlichste berufliche Vorbildungen, die sie gewinnbringend in ihre Tätigkeit als Sozialpädagoge oder Sozialpädagogin einbringen können.

Die grosse Nachfrage nach Fachpersonen im Sozialbereich und ganz besonders auch nach Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen zeigt, wie wichtig es ist, dieser Berufsgruppe Sorge zu tragen. Das ist nicht überall der Fall. Zum einen führt der Spardruck der öffentlichen Hand dazu, dass etliche Teams in den sozialen Institutionen unterdotiert sind. Nicht selten verlassen gerade gut ausgebildete Fachpersonen aus solchen Gründen den Sozialbereich wieder. Zum anderen verhindern mancherorts allzu starre Hierarchien den nötigen Gestaltungsfreiraum für Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen. Darauf aber sind sie dringend angewiesen, um ihr Bestes geben zu können – für das begleitete Individuum und für die Gesellschaft als Ganzes. ●

Titelbild: Im Gespräch versucht eine Fachperson gemeinsam mit Teenagern eine Konfliktsituation zu klären. Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen sind in der Unterstützung von Jugendlichen immer wieder mit solchen Situationen konfrontiert. Foto: Adobe Stock

Studium Sozialpädagogik

Simon Bärtschi

Curaviva-Delegiertenversammlung

Inhaltsverzeichnis

Sozialpädagogik

Ein Beruf im Bereich der Sozialen Arbeit 6
Sozialpädagoginnen und -pädagogen sind heute innerhalb und ausserhalb der Institutionen gefragt. An den Höheren Fachschulen und den Fachhochschulen holen sie sich dafür das Rüstzeug.

Anspruch und Wirklichkeit 10
Was wünschen sich Jugendliche von den Sozialpädagogen? Und können diese diesen Forderungen entsprechen? Drei Gespräche mit überraschenden Aussagen.

Spiegel des Zeitgeists 18
Die Geschichte der Höheren Fachschule für Sozialpädagogik Luzern (hsl) widerspiegelt immer auch die gesellschaftlichen Trends und Strömungen ihrer Zeit. Die 68er haben vieles auf den Kopf gestellt.

«Diversität zulassen» 22
Früher hiess das Programm in der Sozialpädagogik «Normalisierung». Warum dies nicht in jedem Fall gut ist, sagt der Sozialpädagoge Johannes Schmuck.

Vom Bootreparierer zum Kinderbetreuer 26
Simon Bärtschi hat früher Boote repariert und überführt. Heute wirkt er als Sozialpädagoge an einer Sonderschule.

Interprofessionelle Zusammenarbeit 29
Im Schlossgarten Riggisberg BE leben Menschen mit einer geistigen Beeinträchtigung. Sie werden betreut auch von Sozialpädagogen. Sie ergänzen das andere Pflege- und Betreuungspersonal.

Alter

Ruth Humbel zu politischen Fragen in der Langzeitpflege 33
Die Gesundheitspolitikerin Ruth Humbel (CVP, AG) hat wesentlich am Gegenvorschlag zur Pflegeinitiative («Für eine starke Pflege») mitgewirkt. Was sie auf Kritik an diesem Gegenvorschlag erwidert.

Menschen mit Behinderung

In vertrauter Umgebung alt werden 39
Curaviva Schweiz unterstützt Akteure und Dienstleister, die Angebote machen für ältere und alte Menschen mit Behinderung, die auf Pflege angewiesen sind.

Kinder & Jugendliche

Kinder mit psychisch erkrankten Eltern 40
Die Stiftung Kinderseele Schweiz und ihr ärztlicher Leiter Kurt Albermann kümmern sich um Buben und Mädchen, die mit seelisch beeinträchtigten Eltern leben.

Management

Korrektes Arbeitszeugnis 44
Das Tool «Arbeitszeugnis swiss+» hilft, ein Arbeitszeugnis unmissverständlich und korrekt abzufassen.

Verband

Wegweisende Entscheide 45
Die Delegiertenversammlung von Curaviva Schweiz in Luzern hat grünes Licht gegeben zur Strategie 2025 und zur Schaffung der Föderation Curaviva Schweiz – Insos Schweiz.

Journal

Buchtipp 49
Lohrs Legislatur 50
Carte blanche 52
Kurznachrichten 52
Stelleninserate 16, 34

Impressum: Redaktion: Elisabeth Seifert (esf), Chefredaktorin; Urs Tremp (ut); Claudia Weiss (cw); Anne-Marie Nicole (amn) • Korrektorat: Beat Zaugg • Herausgeber: CURAVIVA – Verband Heime und Institutionen Schweiz, 2017, 90. Jahrgang • Adresse: Hauptsitz CURAVIVA Schweiz, Zieglerstrasse 53, 3000 Bern 14 • Briefadresse: Postfach, 3000 Bern 14 • Telefon Hauptnummer: 031 385 33 33, Telefax: 031 385 33 34, E-Mail: info@curaviva.ch, Internet: www.fachzeitschrift.curaviva.ch • Geschäfts-/Stelleninserate: Zürichsee Werbe AG, Fachmedien, Laubisrütistrasse 44, 8712 Stäfa, Telefon: 044 928 56 53, E-Mail: markus.haas@fachmedien.ch • Stellenvermittlung: Telefon 031 385 33 63, E-Mail: stellen@curaviva.ch, www.sozjobs.ch • Satz und Druck: AST & FISCHER AG, Digital Media and Print, Seftigenstrasse 310, 3084 Wabern, Telefon: 031 963 11 11, Telefax: 031 963 11 10, Layout: Felicia Jung • Abonnemente: Natascha Schoch, Telefon: 041 419 01 60, Telefax: 041 419 01 62, E-Mail: n.schoch@curaviva.ch • Bestellung von Einzelnummern: Telefon: 031 385 33 33, E-Mail: info@curaviva.ch • Bezugspreise 2014: Jahresabonnement Fr. 125.–, Einzelnummer Fr. 15.–, inkl. Porto und MwSt.; Ausland, inkl. Porto: Jahresabonnement Fr. 150.–, Einzelnummer keine Lieferung • Erscheinungsweise: 10×, monatlich, Januar/Februar Winterausgabe, Juli/August Sommerausgabe • Auflage (deutsch): Druckauflage 4000 Ex., WEMF/SW-Beglaubigung 2017: 2848 Ex. (Total verkaufte Auflage 2777 Ex., Total Gratisauflage 71 Ex.), Nachdruck, auch auszugsweise, nur nach Absprache mit der Redaktion und mit vollständiger Quellenangabe. ISSN 1663-6058

Die Sozialpädagogik: Ein Beruf unter dem Dach der Sozialen Arbeit

Profis für soziale Problemlagen

Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen sind Profis für die stationäre Begleitung. Ihre Qualitäten sind aber auch ausserhalb der Institutionen immer mehr gefragt. Ausgerüstet werden sie für ihr vielfältiges Tätigkeitsfeld an den Höheren Fachschulen und den Fachhochschulen.

Von Elisabeth Seifert

Der Beruf des oder der «Sozpäd», wie Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen umgangssprachlich oft genannt werden, umfasst eine eindrückliche Palette an Tätigkeiten. Das zeigt ein Blick auf die Definition des Arbeitsfeldes von Berufsberatung.ch: Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen begleiten, aktivieren und fördern Menschen, die kurz- oder längerfristig nicht in der Lage sind, ihr Leben alleine zu bewältigen. Sie arbeiten in Einrichtungen wie Heimen, Werkstätten und Wohngemeinschaften oder in Notschlafstellen, Tageskliniken sowie im Massnahmen- und Strafvollzug. Neben der stationären Unterstützung ist aber auch eine Tätigkeit im ambulanten Bereich möglich, etwa in der Familienbegleitung, in Beratungsstellen, in Integrations- und Kriseninterventionsprojekten oder an Schulen und Horten. Namentlich in stationären Institutionen übernehmen Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen Leitungsfunktionen und arbeiten eng mit zuweisenden Stellen zusammen. Auffallend an dieser Skizzierung des Tätigkeitsfeldes ist, dass Sozpäds eben nicht «nur» in Heimen und Institutionen, also in der stationären Begleitung tätig sein können, sondern genauso auch in Beratungsstellen für Menschen mit unterschiedlichen Problemlagen. Damit aber arbeiten Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen zunehmend in verwandten Berufsfeldern. Vor allem in jenem der Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter, die typischerweise Beratungsaufgaben im Sozialbereich übernehmen oder auch im Berufsfeld der Soziokulturellen Animatorinnen und Animatoren, die in der offenen Jugendarbeit tätig sind. «Diese drei Arbeitsfelder haben sich in den letzten Jahren stark ineinander verwoben und verzahnt», beobachtet Daniel Murer. Er wirkt seit vielen Jahren als Dozent an der Höheren Fachschule für Sozialpädagogik von Curaviva Schweiz in Luzern, hauptberuflich ist er Inhaber eines Beratungsunternehmens.

«Jeder Beruf bringt in ein bestimmtes Arbeitsfeld seine spezifische Sicht der Dinge ein.»

«Bei der Ausschreibung einer Stelle überlegen sich die Verantwortlichen oft sehr genau, ob dafür eine Sozialpädagogin, ein Sozialarbeiter oder doch eher eine Soziokulturelle Animatorin am besten geeignet ist.» Namentlich die Öffnung des traditionell im stationären Bereich verankerten Tätigkeitsfeldes der Sozpäds gegenüber dem ambulanten Bereich erkläre sich, so Murer, auch mit dem Prinzip der Sozialraumorientierung, die für den ganzen Sozialbereich seit geraumer Zeit von hoher Relevanz ist. Heime und Institutionen verstehen sich im Zuge dieser

Entwicklung kaum mehr als abgeschlossene Organisationen, sondern vielmehr als Teil des Gemeinwesens.
Die Verzahnung der Arbeitsfelder bedeute nicht, dass die einzelnen Berufe an Profil verlieren, unterstreicht Daniel Murer. Jeder Beruf bringe in ein bestimmtes Arbeitsfeld vielmehr seine spezifische Sicht der Dinge ein. «Ich bin mir allerdings nicht so sicher, ob es in 20 Jahren noch genau diese Dreiteilung mit Sozialpädagogik, Sozialarbeit und Soziokultureller Animation geben wird», meint er. «Vielleicht haben wir dann nur noch das Berufsfeld der Sozialen Arbeit mit einer ganzen Reihe von Spezialisierungen.»

Über Jahrzehnte an Profil gewonnen

Etabliert hat sich die Dreiteilung unter dem Dach der Sozialen Arbeit im Zuge der Bologna-Reform. Die europaweite Vereinheitlichung der Studiengänge und Studienabschlüsse Ende der 90er-Jahre bedeutete eine umfassende Standardisierung und auch Akademisierung der Berufe im Bereich der Sozialen Arbeit.
Sukzessive entwickelt und an Profil gewonnen haben die Berufe freilich zuvor in einem jahrzehntelangen Prozess.
Bei der Sozialpädagogik im heutigen Verständnis reichen die Anfänge gar ins 18. Jahrhundert zurück. Im Jahr 1799 gründete zum Beispiel Heinrich Pestalozzi in Stans ein Kinderhaus respektive ein Kinderheim. Später und noch bis Mitte des 20. Jahrhunderts kümmerten sich insbesondere Frauen, oft auch Ordensschwestern, vor dem Hintergrund ihrer religiösen Überzeugung um die stationäre Begleitung von Kindern und Jugendlichen. Eine Professionalisierung der sozialpädagogischen Begleitung setzte nach dem zweiten Weltkrieg ein.
Vor genau 60 Jahren, 1959, startete auch der Schweizerische Katholische Anstaltenverband, eine Vorgängerinstitution von Curaviva Schweiz, in Luzern mit den ersten mehrwöchigen, berufsbegleitenden Heimhelferinnen-Kursen.

Nach 1968 verändert sich auch die Terminologie: Die Heimerziehung wird zur Sozialpädagogik.

Im Bereich der Sozialarbeit entstanden bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts erste Schulen. Diese sollten vor allem bürgerlichen Frauen eine Ausbildung ermöglichen und ihnen eine berufliche Perspektive eröffnen. Eine wichtige Zäsur für die sozialen Berufe bildete die 68er-Bewegung. Sie hatte einen Professionalisierungsschub zur Folge, verbunden mit einer neuen Denkhaltung und anderen Werten (siehe dazu den Text auf Seite 17). Der Sozialbereich wurde zudem mit öffentlichen Geldern alimentiert, im Bereich von Menschen mit Behinderung war die Einführung der Invalidenversicherung (1960) besonders entscheidend. Im Zuge dieser Entwicklung veränderte sich auch die Terminologie: Die «Sozialpädagogik» setzte sich etwa gegenüber der «Heimerziehung» durch und die «Sozialpädagogin» gegenüber der «Heimerzieherin». Nach 1968 begann sich in der Schweiz von Frankreich herkommend schliesslich mit der Soziokulturellen Animation – respektive der offenen Jugendarbeit – auch der dritte grosse Teilbereich der Sozialen Arbeit zu etablieren.

Wechsel vom stationären in den ambulanten Bereich

Bis zur Bologna-Reform und der damit einhergehenden Standardisierung und schweizweiten Anerkennung der Abschlüsse waren die Ausbildungen im Sozialbereich geprägt durch historische Entwicklungen in den einzelnen Kantonen. Neben spezifischen Schulen für Sozialpädagogik, wie etwa der heutigen Höheren Fachschule für Sozialpädagogik in Luzern von Curaviva Schweiz, gab es Schulen, die nicht immer scharf zwischen einzelnen Berufen trennten. Daniel Murer zum Beispiel absolvierte nach der Maturität von 1981 bis 1984 eine Ausbildung für «ambulante und stationäre Sozialarbeit». Sein kantonaler Abschluss qualifizierte ihn gemäss unserem heutigen Verständnis eher für die ambulante Sozialarbeit und für die eher stationäre Sozialpädagogik – mit diesem Diplom fand er jedoch >>

Die Höhere Fachschule für Sozialpädagogik Luzern (hsl) von Curaviva Schweiz: 314 Studierende absolvieren hier derzeit ihre Ausbildung zur Sozialpädagogin oder zum Sozialpädagogen HF. Foto: hsl

seine erste Anstellung in der Soziokulturellen Animation. Später arbeitete Murer viele Jahre in der Sozialarbeit. «Weil die Profile noch nicht so klar geschärft waren, war es bis in die 90er-Jahre hinein gut möglich, zwischen den Berufen hin und her zu wechseln, aufgrund des berufspolitischen Status vor allem von der Sozialarbeit in die beiden anderen Bereiche», erinnert er sich.

«Aufgrund der Ausdifferenzierung der Berufe bleiben die Fachpersonen heute in der Mehrheit ihrem einmal eingeschlagenen Weg treu. Wechsel in andere Bereiche werden jedoch zunehmend normal», hält Murer fest. Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen, die ihre berufliche Laufbahn oft im stationären Bereich starten, wechseln beispielsweise nach einer Weile gern in eine ambulante Tätigkeit, nicht zuletzt wegen der dort geltenden geregelten Arbeitszeiten.

Verfestigung auf der Tertiärstufe – und eine Gegenbewegung

Schon vor der Gründung von Fachhochschulen in der Mitte der 90er-Jahre und der sich daran anschliessenden Bologna-Reform waren die Ausbildungen in Sozialpädagogik, Sozialarbeit und Soziokultureller Animation auf der Tertiärstufe angesiedelt. Voraussetzung für das Studium an einer Fachschule war eine abgeschlossene Berufsausbildung oder eine Maturität. Im Rahmen der Systematisierung und Akademisierung der Ausbildungswege wurden zahlreiche Fachschulen im Bereich der Sozialen Arbeit in Fachhochschulen umgewandelt. Voraussetzung dafür ist eine gymnasiale, Berufs- oder Fachmaturität sowie mindestens ein Jahr Berufspraxis. Bereits das Bachelor-Studium qualifiziert für den Arbeitsmarkt. «Wer über eine Maturität verfügt und sich für einen Beruf im Bereich der Sozialen Arbeit interessiert, wählt heute in der Regel diesen Ausbildungsweg», beobachtet Daniel Murer, der neben der Höheren Fachschule für Sozialpädagogik Luzern auch an der Fachhochschule Luzern tätig ist. An den Universitäten ist die Sozialpädagogik immer Teil eines umfassenderen Studiums im Bereich Erziehungswissenschaften oder Sonderpädagogik.

«Ein Teil der früheren Fachschulen verzichtete auf die Umwandlung in eine Fachhochschule.»

Ein Teil der früheren Fachschulen indes verzichtete auf die Umwandlung in eine Fachhochschule, sondern verstand sich weiterhin als Höhere Fachschule und wurde explizit als solche anerkannt. Dazu gehört auch die Höhere Fachschule für Sozialpädagogik Luzern. Für diesen Ausbildungsweg vorausgesetzt werden eine Berufslehre sowie ein Vorpraktikum und eine Eignungsabklärung. Während der Beruf als Sozialarbeiter oder Sozialarbeiterin heute nur noch auf Fachhochschulebene erlernt werden kann, besteht in der Sozialpädagogik und auch der Soziokulturellen Animation – hier dann Gemeindeanimation genannt – auch die Möglichkeit zu einer Ausbildung an einer Höheren Fachschule. Nur an Höheren Fachschulen angesiedelt sind

Diego Paris, 38: Leiter der Jugendarbeit Fällanden ZH

«Ich möchte Fachleute für die Sichtweise von Migrantinnen und Migranten sensibilisieren»

Spätestens seit der Berufsberatung im Integrationskurs weiss der gebürtige Kolumbianer, dass seine berufliche Zukunft in der Schweiz im Sozialbereich liegt: «Man empfahl mir, Sozialpädagoge oder Soziokultureller Animator zu werden. Während meines Studiums in Bogota hatte ich Sozialpraktika in den Armenvierteln absolviert, dazu gehörte die Einrichtung von Mittagstischen. Später arbeitete ich im Agrotourismus, wo ich Projekte mit Kindern und Bauern realisierte.» Diego Paris setzte die Empfehlung sofort in die Tat um. Eher zufällig verschlug es den heute 38-Jährigen in die offene Jugendarbeit. Parallel zu seinem Schulplatz an der Höheren Fachschule für Sozialpädagogik in Luzern fand er einen betrieblichen Ausbildungsplatz im Team der Jugendarbeit Fällanden ZH, dessen Leitung er seit seiner Diplomierung im Jahr 2015 innehat. «Die Arbeit ist enorm vielfältig, und die Strukturen sind im Vergleich zum stationären Bereich weniger starr. Wir haben sehr viel Gestaltungsfreiraum.» Neben der Freizeitgestaltung bestreitet sein Team an den Schulen den Unterricht in der Sexual- und Suchtprävention. Die Jugendarbeiter begleiten die Jugendlichen zudem im Berufswahlprozess. Den Unterhalt des Jugendhauses nützen sie als Arbeitstraining für die jungen Leute. Viele der ihm anvertrauten jungen Menschen haben wie Diego Paris ihre Wurzeln irgendwo auf der Welt. «Aufgrund meiner eigenen Herkunft kann ich ihnen mit grösserer Überzeugungskraft Schweizer Werte vermitteln. Und ich betrachte es gleichzeitig als meine Aufgabe, die Fachleute für die Sichtweise von Migrantinnen und Migranten zu sensibilisieren.»

im Übrigen die Ausbildungen für zwei weitere, jüngere Berufe im Feld der Sozialen Arbeit, die Kindererziehung sowie die sozialpädagogische Werkstattleitung. Neben der Höheren Fachschule für Sozialpädagogik in Luzern betreibt Curaviva Schweiz seit einigen Jahren auch eine Höhere Fachschule für Gemeindeanimation (ebenfalls in Luzern) sowie die in Zug domizilierte Höhere Fachschule für Kindererziehung.

Dass sich etliche frühere Fachschulen dazu entschieden haben, auf die Umwandlung in eine Fachhochschule zu verzichten, erkläre sich auch mit den Bedürfnissen der Arbeitgebenden, hält Daniel Murer fest. «Absolventen einer Höheren Fachschule verdienen in der Regel etwas weniger, auch wenn sich noch längst nicht in allen Kantonen die beiden Abschlüsse betreffend der Besoldungsrichtlinien ausdifferenziert haben.» Würde man auf die Höheren Fachschulen verzichten, bliebe eine entsprechende Berufslaufbahn zudem vielen gerade als «Sozpäd» sehr geeigneten jungen Leuten verwehrt. «Die angespannte Situation auf dem Arbeitsmarkt würde sich weiter verschärfen.»

Gleichsam als Gegenbewegung zur Verfestigung der Ausbildungen auf der Tertiärstufe wurde in den 00er-Jahren mit der Berufslehre zur Fachperson Betreuung erstmals in der Geschichte der Sozialen Arbeit eine Ausbildung auf der Sek-II-Stufe geschaffen. Murer: «Man hatte gemerkt, dass es viele interessierte und fähige Schulabgängerinnen gibt, die gewisse Aufgaben aus dem Bereich der Sozialpädagogik übernehmen können.»

Ein Arbeitsmarkt für Sozialpädagogen HF und FH

Vonseiten der Berufsverbände habe man sich anfänglich gegen diese «Unterschichtung der Sozialpädagogik» gewehrt. In der Zwischenzeit freilich ist dieser neue Beruf ein riesiger Erfolg. Einige entscheiden sich später für das Studium an einer Höheren Fachschule für Sozialpädagogik, das sie verkürzt absolvieren können. An der Höheren Fachschule Luzern stellt diese Gruppe im laufenden Jahrgang rund ein Viertel der Studierenden.

Die Ausbildung zur Sozialpädagogin respektive zum Sozialpädagogen habe sich in der Schweiz sowohl auf Fachhochschulstufe als auch auf der Ebene der Höheren Fachschule voll etabliert, stellt Daniel Murer fest. Die Nachfrage nach ausgebildeten Sozialpädagogen und Sozialpädagoginnen sei gross, egal ob diese über einen Bachelor-Abschluss (Fachhochschule) oder ein Diplom (Höhere Fachschule) verfügen. «Der Arbeitsmarkt ist für beide Abschlüsse mehr oder weniger gleich.» Sozialpädagoginnen HF oder FH übernehmen in den Institutionen ähnliche Aufgaben, beide würden mit Leitungsaufgaben betraut – und häufig sei kein Unterschied bei den Löhnen festzustellen.

«Die rein von der Ausbildung her etwas ‹verkopften› Abgängerinnen und Abgänger einer Fachhochschule bewähren sich in der praktischen Alltagsarbeit», sagt Murer, «und umgekehrt kommen die Praktikerinnen und Praktiker der Höheren Fachschule auch sehr gut mit konzeptionellen Arbeiten und Führungsaufgaben zurecht.» In der Tendenz lasse sich indes eine gewisse Ausdifferenzierung der Tätigkeitsbereiche erkennen, allerdings viel langsamer, als man das erwartet hätte.

Daniel Murer ist ein Verfechter diversifizierter Ausbildungen, die es erlauben, den vielen, sich ständig verändernden Herausforderungen im Bereich der Sozialen Arbeit im Allgemeinen und der Sozialpädagogik im Speziellen gerecht zu werden. «Für bestimmte Stellen braucht es ganz spezifische Profile.» Neben der unterschiedlichen Gewichtung von Theorie und Praxis in der Ausbildung ist für Murer die inhaltliche Profilierung von grosser Bedeutung. Die Höheren Fachschulen können sich mit einzelnen Fächern profilieren.

Die Höhere Fachschule Luzern zum Beispiel setze einen Schwerpunkt bei der Persönlichkeitsbildung. «Es geht darum, Generalisten mit einer kreativen und in sich ruhenden Persönlichkeit auszubilden, die sich in ganz unterschiedlichen und sehr herausfordernden Situationen bewähren können.» Die Chance der Fachhochschulen wiederum sieht Murer in der Spezialisierung. Denkbar sei etwa ein Bachelor in Sozialpädagogik mit Spezialisierung Sucht oder mit Spezialisierung Alter. ●

Was macht aus, ob Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen in ihrem Beruf gut sind?

Gefragt wäre eine eierlegende Wollmilchsau

Ein Jugendlicher, eine ehemalige Klientin und eine Dozentin erzählen, wie gute Sozialpädagoginnen und -pädagogen aus ihrer Sicht arbeiten sollten. Das Überraschende: Alle meinen das Gleiche. Weniger überraschend: Im täglichen Miteinander ist die Umsetzung nicht immer einfach.

Von Claudia Weiss

Eine ideale Sozialpädagogin, ein perfekter Sozialpädagoge: Genau genommen müsste diese Person ein Wunderwesen sein, eine eierlegende Wollmilchsau sozusagen. Jedenfalls im Kinder- und Jugendbereich. Denn zumindest aus der Sicht der betreuten Jugendlichen müsste sie fachlich kompetent und menschlich nahbar sein, immer über der Situation stehen, alles Verständnis für die Jugendlichen haben und ihnen möglichst viel Freiheit lassen – und trotzdem verlässlich ihren Standpunkt durchsetzen können. Und sie muss von den Jugendlichen akzeptiert werden, auch wenn sie unliebsame Konsequenzen durchsetzt – oder noch lieber einfach ein Auge zudrücken.

All das im Alltag zusammenzubringen, ist manchmal nicht möglich, allein deswegen, weil auch alle Fachpersonen ihren persönlichen Hintergrund mitbringen. Auf der Suche nach der Frage, was eine ideale Fachperson ausmacht, helfen ein Jugendlicher, eine ehemalige Klientin und eine erfahrene Sozialpädagogin und Dozentin: Sie schildern, welche Punkte für sie zentral sind.

Und dabei zeigt sich: Die Vorstellungen, wie sich Sozialpädagoginnen und -pädagogen im Alltag verhalten sollten, sind an sich gar nicht grundlegend verschieden. Nur scheint es manchmal, als würden Jugendliche und «Sozis» jeweils eine andere Sprache sprechen und könnten einander einfach nicht verstehen. Und manchmal können sich Jugendliche – aber auch Fachpersonen – aufgrund ihrer Geschichte im Moment gar nicht anders verhalten.

Sie haben gar nicht so unterschiedliche Vorstellungen. Aber manchmal verstehen sie einander nicht.

Das sagt der Jugendliche

Alex (Name geändert) hat mit seinen 18 Jahren einige Erfahrung mit Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen gesammelt: Fünf Institutionen und Pflegefamilien hat er hinter sich. In die erste Institution trat der damals 14-Jährige, so hat er es jedenfalls in Erinnerung, noch relativ unvoreingenommen ein: natürlich nicht begeistert, aber mit dem Gefühl, das gebe sich dann schon. Er freute sich sogar ein wenig über die Ankündigung der Sozialpädagogen, dass gutes Verhalten mit mehr Freiheiten belohnt werde.

Aber schon bald merkte er, dass seine Idee von gutem Verhalten nicht mit der Vorstellung der Sozialpädagoginnen und -pädagogen übereinstimmte. «Ich hatte voll das Gefühl, ich sei sehr kooperativ gewesen und hätte mir Mühe gegeben», erzählt er. Aber irgendwie sei das offenbar bei den «Sozis» nicht so angekommen. «Ihre Sicht war: Der will einfach nicht mitmachen.» Mehr Freiheiten gab es deshalb nur selten, und wenn, dann nur im ganz kleinen Rahmen: zwei, drei Stunden Ausgang, «kaum der Rede wert mit den je fast einstündigen Wegen hin und zurück».

Alex' Reaktion folgte prompt: «Ich war doch motiviert und wollte mitmachen, und jetzt das! Für mich hiess das, es kommt eh aufs Gleiche hinaus.» Mit diesem Gefühl «die machen sowieso, was sie wollen, und vertreten nicht meine Interessen» ging der Jugendliche ein erstes Mal auf Kurve. Dar-

Die Sozialpädagogin und die Jugendlichen: Manchmal verstehen sie sich ausgezeichnet. Und manchmal scheint es, als würden sie jeweils eine andere Sprache sprechen und könnten einander einfach nicht verstehen. Foto: Augustinum

aufhin gab es nicht mehr Freiheiten, sondern einen Aufenthalt in der «Geschlossenen». Heute wüsste Alex besser, wie er für sich einstehen und sich erklären müsste, «aber damals war ich 14-jährig, da kann man das noch nicht erwarten».

Hätte er damals schon besser argumentieren können, hätte er seinen Sozialpädagogen erklärt, dass es ihm helfen würde, wenn er sich besser verstanden fühlte. Hätte vorschlagen können, ob er vielleicht als Belohnung für wirklich gutes Verhalten vier oder gar fünf Stunden Ausgang haben könnte, damit es sich trotz Hin- und Rückweg für ihn überhaupt lohnt. Hätte vielleicht auch erklären können, dass die Schule mit den immer gleichen Logicals und den uralten Mathematikaufgaben ihn fürchterlich langweilte. Und dass er Unihockey und Eishockey als schlimme Strafe empfand. Dass Bestrafung bei ihm vor allem eines zur Folge hatte: «Den grossen Anschiss.»

Was er machen würde? «Nicht gleich strafen, lockerer sein, nicht einfahren, sondern nachfragen.»

Von der «Geschlossenen» ins Tessin

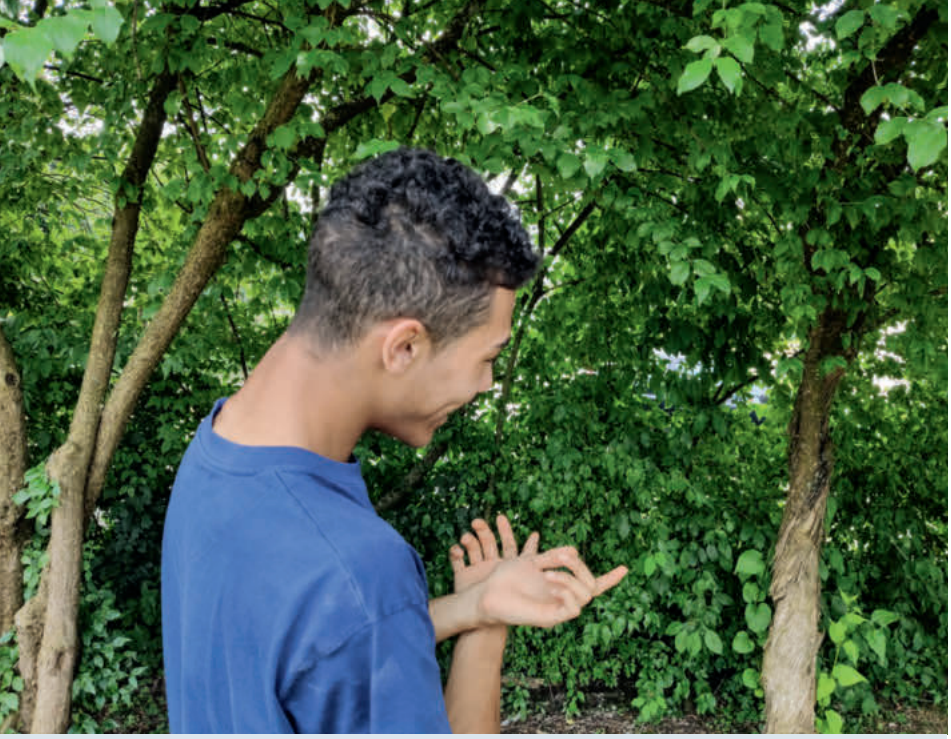
In den zwei Wochen auf der «Geschlossenen» lernte er stattdessen, was Konsequenz heisst: 23 Stunden eingesperrt im Zimmer, eine Stunde täglich auf der Gruppe, und auch das nur bei einwandfreiem Verhalten. «Einmal Furzen, und ich wurde verwarnt, und wenn ich dann motzte, musste ich sofort zurück ins Zimmer.» Von aussen betrachtet, eigentlich zum Lachen, für die Beteiligten nicht.

Aus der Geschlossenen wurde Alex schliesslich ins Tessin versetzt – als Abgrenzung zum früheren Freundeskreis. «Es war nicht extrem schlimm, aber schon krass, so weg von allem, was ich kannte. Und natürlich ziemlich eingeschränkt, weil ich die Sprache nicht beherrschte.» Immerhin: «Mit dem Heimleiter hatte ich ein ziemlich gutes Vertrauensverhältnis, er hat probiert, mich wirklich zu verstehen.» Das ist Alex wichtig, das Gefühl, dass jemand auf ihn eingeht, authentisch mit ihm redet, «nicht diese Sozisprache, bei der man genau merkt, dass sie nicht echt gemeint ist». Er hat etliche solche Sozialpädagogen erlebt, die ihn zwar irgendwie beobachtet, aber nicht richtig verstanden hätten.

Richtig Vertrauen fasste er in dieser Zeit vor allem zu einem Lehrer: «Der verstand mich wirklich. Er hat Ähnliches erlebt wie ich, hat auch gekifft und ebenfalls all diese Emotionen durchgelebt wie ich, diesen Jähzorn, die Unsicherheit und die Trauer.» Das findet Alex wichtig, denn sonst, auch das empfand er immer wieder deutlich, kann sich ein Sozialpädagoge trotz Fachwissen nicht richtig in ihn und seine emotionale Welt hineinversetzen.

Sich echt für die Jugendlichen interessieren

Ein guter Sozialpädagoge, eine gute Sozialpädagogin, das steht für ihn fest, interessiert sich echt für die Jugendlichen, versteht ihre Situation und kann ihre Reaktionen nachvollziehen. Und, ganz zentral, gibt ihnen ein Gefühl von Wichtigkeit, das Gefühl, nicht bloss einer von vielen zu sein oder noch schlimmer: einfach egal zu sein. Alex streckt sich, steckt sich einen >>



Der 18-jährige Alex machte nicht nur gute Erfahrungen mit Sozialpädagogen. Sein Wunsch an sie: «Dass sie wirklich zu verstehen versuchen.» Foto: S. Dubach

Lutscher in den Mund, überlegt ein wenig. Dann setzt er sich gerade hin: Genau, ein absolutes No-Go ist es für ihn, wenn jemand etwas verspricht und es dann nicht einhält. «Auch das habe ich schon erlebt.»

Wenn er Sozialpädagoge wäre, wie würde er es denn machen? Alex grinst und schüttelt erstaunt den Kopf, das hat er sich so noch nicht überlegt. Doch es kommt ihm erstaunlich schnell in den Sinn: «Ich würde nicht strafen, ausser wenn immer wieder erfolglose Auseinandersetzungen stattfinden.» Sozialpädagogen könnten ja auch in den Berichten nachlesen, was vorher passiert sei, und könnten sich so besser in die Jugendlichen hineinversetzen.

Humorlos und langweilig geht gar nicht

Und dann könnten sie anfangs ein wenig lockerer sein, nicht gleich krass einfahren, und lieber mal etwas nachfragen, zu verstehen versuchen. Tun sie das denn nicht? «Nein, oft tun sie nur so, als ob sie etwas verstehen möchten.» Verstanden fühlen sich die Jugendlichen dann nicht wirklich, sagt Alex. Dann könnte man nämlich viel besser Kompromisse suchen und aufeinander eingehen. Immerhin, bei seinen Bezugspersonen erlebte er den einen oder die andere, die sich wirklich um ihn als Person bemühten. Ob Mann oder Frau spielt für Alex dann keine Rolle, Hauptsache, die Art stimmt, die Echtheit.

Was für ihn jedoch gar nicht geht, sind Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen ohne Humor, solche, die alles ernst nehmen und langweilig sind. «Der Ton und die Mimik machen sehr viel aus», erklärt er. «Daran merkt man, dass jemand es wirklich gut meint.» Tatsächlich habe er auch solche erlebt. Am Anfang seiner Heimlaufbahn

«Das Gefühl, echt verstanden zu werden, hätte mehr geholfen als vorwurfsvolle Fragen.»

Philipp Bleiker, 33, Vater von drei Kindern, arbeitet im Massnahmenzentrum Kalchrain in Hüttwilen TG

«Achtung und Wertschätzung gegenüber der Person, und den Fokus auf die Sache dahinter richten»

Genau ein halbes Jahr lang arbeitete Philipp Bleiker in seinem Beruf als Automatiker, dann wurde es ihm, dem Sohn eines Landwirts, zu eintönig. Der Zivildienst in einer Institution für Menschen mit mehrfacher Beeinträchtigung weckte sein Interesse. «Aber ich war noch nicht so weit.» Weitere Zivildiensteinsätze im Sozialbereich begeisterten ihn, aber nach einem Englandaufenthalt war er immer noch ratlos: Sollte er Landwirt werden oder Sozialpädagoge?

Eine Stellenausschreibung half ihm entscheiden: Er liess sich am Massnahmenzentrum Kalchrain zum Landwirt ausbilden. Die agogische Arbeit mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die schon etliches auf dem Kerbholz haben, forderte ihn heraus und faszinierte ihn. Aber nach viereinhalb Jahren fand er es an der Zeit, noch intensiver mit ihnen zu arbeiten: Er liess sich zum Sozialpädagogen ausbilden.

Den Entscheid bereut er nicht. Aber: «Die Arbeit ist viel komplexer geworden, die Jugendlichen über die Arbeit zu packen, war einfacher.» Jetzt müsse er mit ihnen Deliktaufarbeitung machen, konkrete Probleme bearbeiten und Veränderungen messen. «Aber es ist enorm spannend», sagt Philipp Bleiker: «Mehr Fachwissen hilft mir zu verstehen, welche Faktoren warum zu einer Situation beitragen.» Ihm gefällt es, psychologisches Wissen mit einzubeziehen, hinter die Fassaden zu schauen und gemeinsam stützende Faktoren zu bilden.

Manchmal allerdings müsse man mit wenig zufrieden sein. «Ungefähr 99 Prozent Input gegenüber einem Prozent Wertschätzung» erlebt er in seiner Arbeit: Er müsse Sinn und Zufriedenheit darin finden, Menschen zu unterstützen und mit ihnen Selbstwirksamkeit zu bilden, welche sozial verträglicher sei. «So lernen sie, Eigenverantwortung zu übernehmen, für sich selbst, der Umwelt und Gesellschaft gegenüber.»

Einen anderen Arbeitsbereich könnte er sich nach seinem Abschluss nächstes Jahr durchaus vorstellen, aber auch dort wird er seine Haltung beibehalten: «Achtung und Wertschätzung gegenüber der Person, und den Fokus auf die Sache richten, die dahintersteckt.»

habe er jedoch noch nicht auf ihre Angebote einsteigen können, sagt Alex, da sei er noch unreif gewesen, und vor allem einfach enttäuscht.

Vier Jahr später freut er sich jetzt umso mehr darauf, dass er nach acht Monaten Aufenthalt in der letzten Institution die Stufe drei erreicht hat, das heisst, er kann demnächst selbstständig in ein Studio ziehen und eine Lehre als Koch EFZ anfangen. Er will sein Leben anpacken, selber entscheiden, sein eigenes Geld verdienen. Trotz oder vielleicht sogar wegen der schlechten Erfahrungen: «Heute bin ich ein anderer Mensch, viel reifer.»

Das sagt die Ehemalige

Betül heisst anders, aber diesen Namen gab sie sich schon als Jugendliche selber. Seither ist die mittlerweile 26-Jährige ihren Weg gegangen, sie arbeitet als Online Sales Managerin einer grossen Firma in Zürich und hat ihren Alltag gut im Griff. Das war nicht immer so. Aufgrund schwieriger Familienverhältnisse kam sie mit 13 Jahren in eine Institution, und dann in eine andere und noch eine …

Ihre Karriere beinhaltet sieben Institutionen, acht Pflegefamilien, geschätzte zwanzig Kurvengänge und drei Aufenthalte in der «Geschlossenen».

Niemand würde das der selbstbewussten jungen Frau anmerken, die so differenziert über ihre Erfahrungen spricht – ausser vielleicht, wenn die Erinnerung sie übermannt: Dann schleicht sich unvermittelt ein Kraftausdruck in ihre Schilderungen. Abgesehen davon wirkt sie energisch, erfolgreich. Früher, sie lächelt ein wenig bitter, sei jedoch für viele klar gewesen: «Das ist ein Kurvenkind, dem glauben wir schon mal nicht.» Deshalb nahm niemand ihre Beschwerden über eine Institution am Zürichsee, in der Betül ein Time-out verbringen musste, wirklich ernst. Sie erlebte diese Zeit allerdings als blanken Horror. «Wenn ich nicht parierte, musste ich zur Strafe täglich sechs Stunden marschieren, und wenn ich motzte, bekam ich nichts zu essen.» Sämtliche elektronischen Geräte, oft die rettende Verbindung zur Aussenwelt, musste sie sowieso abgeben.

Ein positives Beispiel war jene Frau, die sie verstand und die ihr ab und zu zwei, drei Minuten länger gab.

Niemand nahm sie, das Kurvenkind, ernst

In einer Pflegefamilie, bei der sie später untergebracht wurde, sei es dann derart christlich zugegangen, dass sie immer morgens und abends herunterbeten musste, Jesus sei der Erlöser von dem Bösen. Und wiederum nahm niemand sie, das Kurvenkind, ernst, als sie sich beklagte, wie unwohl und unverstanden sie sich fühlte. Wenn sie daran zurückdenkt, verletzt sie das heute noch ebenso wie damals, dann fühlt sie sich immer noch voll als eine der betroffenen Jugendlichen.

Deshalb ist für sie klar: «Die Sozialpädagogen sollten nicht vergessen, sich regelmässig zu kümmern, auch wenn wir platziert sind.» Und vor allem: «Sie sollten uns ernst nehmen, auch wenn wir Blödsinn gemacht haben.» Ernst nehmen, trotz der unterschiedlichen Rollen auf Augenhöhe reden, die Jugendlichen nicht herablassend behandeln, sondern ihnen das Gefühl geben, sie seien wichtig, vor allem ihren Bezugspersonen: Das macht für Betül eine gute Sozialpädagogin, einen guten Sozialpädagogen aus.

Das drückt sich für sie manchmal schon in scheinbaren Details aus: «Bei einem Bezugspersonengespräch möchte ich die volle Aufmerksamkeit, möchte das Gefühl haben, wirklich ernst genommen zu werden.» Finde dieses Gespräch in einem Büro statt, in das ständig andere Sozialpädagoginnen hineinplatzen, um eine Akte zu suchen, und dabei noch rasch «Hallo» sagen, fühle man sich nicht vollwertig. «Dann wäre es besser und auf jeden Fall kreativer, ein Gespräch beispielsweise draussen, bei einem Spaziergang, durchzuführen und dafür voll auf die Jugendlichen einzugehen.»

Die 26-jährige Betül ist in den letzten zehn Jahren ihren Weg gegangen. Ihr ist inzwischen bewusst: «Sozialpädagogen können es nie allen Jugendlichen recht machen.» Foto: Arman Öztürk

«Für vollwertig nehmen»

Wenn sie auf ihren Werdegang zurückschaut und die vielen Fachpersonen noch einmal Revue passieren lässt, lautet Betüls Fazit ernüchternd. Gefragt, ob sie insgesamt mehr gute oder schlechte Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen >>

Studentinnen und Studenten der Höheren Fachschule für Sozialpädagogik Luzern: Während der Ausbildung in Schule und Praxis lernen sie damit sie für den Berufsalltag gut gerüstet sind.

erlebt hat, antwortet sie ohne lange zu überlegen: «Mehr schlechte, deutlich mehr!»
Sie kann genau sagen, was den Unterschied macht. «Uns für vollwertig anschauen und mit Respekt begegnen, statt uns herablassend zu behandeln, nur weil wir halt einigen Blödsinn gemacht haben», sagt sie. Deshalb seien doch die Jugendlichen nicht generell minderwertig. Und: «Nicht auf Prinzipien herumreiten, Pläne nicht allzu eng einhalten und nicht pingelig sein.» Beispielsweise wie jene Sozialpädagogin, für sie ein gutes Beispiel aus einer Reihe weniger guter: Ausgerechnet in einer geschlossenen Institution, in der Betül täglich 23 Stunden eingeschlossen blieb und jeweils nur eine Stunde im Raucherraum verbringen durfte, begegnete sie einer Sozialpädagogin, die sie verstand. «Diese eine Frau hat sich echt in mich eingefühlt: Sie hat für mich extra die Stunde über den Tag aufgeteilt, damit mir nicht in den restlichen 23 Stunden die Decke auf den Kopf fiel.» Und sie habe auch ab und zu mal ein Auge zugedrückt und ihr zwei, drei Minuten länger Zeit gegeben zum Fertigrauchen.

«Was gibt es für Jugendliche Schlimmeres?»
Diese Grosszügigkeit, die Empathie mit ihr empfand Betül als enorm unterstützend in einer schwer zu ertragenden Situation: «Ich war ja ohnehin 24 Stunden eingesperrt, und was gibt es für Jugendliche Schlimmeres?» Betül überlegt weiter. Sie weiss noch heute genau, was sie damals schätzte – oder sich gewünscht hätte. «Ein gewisses Augenmass, Abwägen, nicht stur sein», zählt sie auf. Und: «In einem Standortgespräch auch mal etwas Gutes erwähnen, auch wenn es nur eine Kleinigkeit ist: Die Jugendlichen geben sich ja wirklich Mühe, auch wenn es ihnen dann nicht immer gelingt – das ist ja für uns oft schon eine Leistung!» Auch ab und zu etwas erlauben fände sie begrüssenswert, Jugendliche manchmal ein wenig belohnen, auch für Kleinigkeiten: denn als Jugendliche sei es für sie sehr schwierig gewesen, in dieser «krassen Unsicherheit» zu leben. «Ich wusste nie genau, wie lang ich an einem Ort bleiben kann.» Ziemlich sicher, sagt sie heute, hätte es auch geholfen, wenn man sie in Gesprächen öfter gefragt hätte, warum sie sich so verhält, was ihr helfen könnte oder sogar, was sie sich wünscht. «Hätte ich das Gefühl bekommen, dass sie mich wirklich verstehen wollten, hätte mir das mehr geholfen als die vorwurfsvolle Frage, warum ich schon wieder Blödsinn gebaut habe, und dann Sanktionen folgen zu lassen.»
Richtig geholfen für ihren Weg hat ihr dann das neu entwickelte Projekt der letzten Institution, in der sie untergebracht war: Mit 16 Jahren, als sonst nichts wirklich weiterhalf, beschlossen die Verantwortlichen, ihr ein Studio zur Verfügung zu stellen und sie ihr Leben mit möglichst wenig Unterstützung selber in die Hände nehmen zu lassen. «Da hat es Klick gemacht», sagt Betül heute. Von da an wusste sie, dass sie die Verantwortung für sich selber übernehmen musste und dass die Sozialpädagogen ihr vertrauten. Und sie schaffte es. «Ohne diese Chance wäre ich heute nicht da, wo ich hingekommen bin.»

Das sagt die Sozialpädagogin und Dozentin

Manuela Aneas arbeitete fast 15 Jahre im stationären Heimbereich, unter anderem mit Kindern und Jugendlichen in Krisensituationen. Inzwischen ist sie Gewaltberaterin und systemische Beraterin und unterrichtet als Dozentin an der Höheren Fachschule für Sozialpädagogik Luzern. Ihre persönliche Motivation

berufliche Grundkompetenzen und bilden ihre Persönlichkeit,

Foto: Höhere Fachschule für Sozialpädagogik Luzern

für den Beruf und seine Facetten, sagt die 43-Jährige spontan, sei «eine grosse Neugier am Menschen». Und sie hat klare Vorstellungen davon, welche Voraussetzungen ihre Studentinnen und Studenten für den Beruf mitbringen sollten: «Einen gewissen Forschergeist, eine Neugierde: Was brauchen die Klientinnen und Klienten? Aber auch, was wünschen sie?»

Es gehe im Alltag sehr oft darum, einen Perspektivenwechsel vorzunehmen und Reflexionsfähigkeit zu beweisen: sich klar zu werden, was der Alltag der Klientel sei, was der eigene. «Wir dürfen nicht primär von uns ausgehen, sondern müssen uns in ihre Lebenswelt eindenken, umdenken, die eigene Realität aufweichen.» Das sei nicht immer einfach, erklärt sie ihren Studentinnen und Studenten jeweils, da alle mit ihren persönlichen Erfahrungen und Prägungen in den Beruf einsteigen. Und es erfordere einen gewissen Mut, «eine Bereitschaft, die Komfortzone zu verlassen und sich flexibel neu einzulassen». Mit dem wichtigen Fachwissen im Hintergrund gehe es dann darum, Einschätzungen und Hypothesen zu vertreten, in eine Handlungsklarheit zu kommen – aber sich auch wieder flexibel zu lösen, wenn man merkt, dass man falsch liegt.

Persönlichkeitsbildung ist von Anfang an zentral

Um so an die Alltagsarbeit herangehen zu können, ist an der Höheren Fachschule für Sozialpädagogik Luzern nebst der Vermittlung fachlicher Grundlagen vor allem die Persönlichkeitsbildung zentral. «Die Studentinnen und Studenten bringen jeweils ganz unterschiedliche Startbedingungen mit, die einen springen quasi vom Böckli, die anderen schon vom Einmeterbrett», sagt Manuela Aneas. Vieles lernen sie dann während der Ausbildung in Schule und Praxis, ein Puzzleteil fügt sich zum anderen, bis die Berufskompetenz erreicht ist.

Ein erster Block Persönlichkeitsbildung findet schon früh in der Kleingruppe statt, er soll zeigen: «Wie bin ich geprägt, welche Muster tauchen bei mir auf?» Wenn beispielsweise jemand immer helfen wolle und sich selber zurückstecke, könne das schwierig werden, sagt die Dozentin: «Eine adäquate Selbstfürsorge ist genauso wichtig wie die Bereitschaft, sich mit Engagement für die Klientel einzusetzen.» Es gehe ja auch darum, die Klientinnen und Klienten zu fördern, sie an ein möglichst selbstbestimmtes Leben heranzuführen. «Wir sprechen deshalb an, wenn wir sehen, dass jemand ein eigenes Thema zu bearbeiten hat: Die Studentinnen und Studenten sollen in den drei oder vier Ausbildungsjahren eine Horizonterweiterung erfahren, reifer und reflektierter werden.»

Das Erfassen komplexer Lebens- und Problemlagen und das Entwickeln fundierter Handlungsideen üben die Studierenden anhand fiktiver Fallgeschichten in Kleingruppen. «Sie testen quasi Fälle aus der Praxis im Labor.» Diese anspruchsvolle Aufgabe zeige deutlich, welche Kompetenzen bereits erworben wurden – und wo noch Lernfelder vorhanden seien. «Später im Berufsalltag kommt es allerdings auch darauf an, welche Ressourcen eine Institution bietet, welche Wertschätzung, wie viel Supervision und welche Back-up-Möglichkeiten vorhanden sind.»

«Mit Unsicherheiten umgehen können»

Auf der anderen Seite gebe es klare Anzeichen dafür, dass etwas nicht rund laufe, sagt Manuela Aneas: «Wenn Strukturen den höheren Stellenwert bekommen als die echte Begegnung mit dem Menschen.» Wenn sich eine Institution oder eine Person handlungsohnmächtig fühle, tendiere sie eher zu fixen Regeln. «Und wenn dann die einzelnen Personen in diesem System überfordert sind, halten sie stur an diesen fixen Regeln fest.» Heisst umgekehrt, je selbstsicherer jemand in seiner Rolle ist, desto lockerer kann er oder sie mit Regeln umgehen und auf die Jugendlichen eingehen – und eben auch einmal ein Auge zudrücken.

Die Dozentin beruhigt dann die Studentinnen und Studenten, erklärt ihnen, dass alle mal in die Falle tappen, nicht über der Sache zu stehen oder nicht ganz fair zu sein. «Dann braucht es vor allem den Mut, von einem Entscheid wegzukommen, wenn er nicht mehr richtig ist, quer zu denken und auch andere zu fragen, wie sie das sehen.» Solche Strategien – und die Selbstsicherheit, sie einzusetzen – üben alle an der Höheren Fachschule.

Sozialpädagogin und Dozentin Manuela Aneas ermuntert ihre Studentinnen und Studenten, immer fragend und flexibel zu bleiben. Foto: MA

Aber im Alltag, die Dozentin kennt das aus eigener Erfahrung, müsse man trotz allen Strategien vor allem flexibel sein, rasch umdenken können und die >>

Klientinnen und Klienten gernhaben: «Man muss mit Unsicherheit umgehen können und mit Konflikten», sagt sie klar. «Denn es ist quasi die Aufgabe der heranwachsenden Klientinnen und Klienten, uns herauszufordern.» Wenn man sich gekränkt fühle, müsse man den eigenen Anteil daran erkennen und einordnen können.

Ihr hilft dann im Unterricht die eigene Berufserfahrung. Dank ihr kann sie erklären, wie sie selber jeweils damit umging, wenn sich Jugendliche extrem ablehnend oder gar abwertend verhielten: «Ich habe das immer angesprochen, erklärt, dass ich nicht so betitelt werden möchte. Zugleich habe ich aber erklärt, dass ich mir vor allem Sorgen mache, weil ich merke, dass etwas nicht stimmt, dass der Jugendliche traurig oder wütend ist und am liebsten abhauen möchte. Und dass ich gerne verstehen möchte, was in ihm abläuft und was ihm helfen könnte.» Authentisch sein, klare Grenzen setzen, aber doch immer sehen, dass solches Verhalten immer ein Ausdruck von grosser Not sei.

Dank eigener Berufserfahrung kann sie erklären, wie man mit Ablehnung und Abwertung umgeht.

Klientel ist oft lebenserfahrener als Sozialpädagogen

Ausserdem sei es oft so, dass jugendliche Klientinnen und Klienten aufgrund ihrer Lebensumstände viel reifer seien, als es ihrem Alter entspreche, und punkto Lebenserfahrung schon viel mehr mitbrächten als die Fachpersonen selber. «Ich betreute einmal eine Dreizehnjährige, die in der Langstrasse in Zürich aufgewachsen war und schon mit zehn Jahren dealen ging, um ihre Mutter zu unterstützen, die ihrerseits als Prostituierte anschaffen ging», erzählt sie. Dieses Mädchen habe ungefähr die Lebenserfahrung einer 30-Jährigen mitgebracht. «Wenn man einer solchen Jugendlichen mit viel gutem Willen nur Gutes tun will, fühlt sich diese schlicht nicht ernst genommen – und nimmt die Sozialpädagogen genauso wenig ernst.»

Umso wichtiger sei für die künftigen Fachleute die laufende Persönlichkeitsbildung, betont Manuela Aneas. «Die ist nie abgeschlossen!» Darum sollen die Studierenden immer fragend bleiben, sich immer weiterentwickeln – aber auch sich und den Jugendlichen etwas zutrauen. Wie es der frühere Schulleiter Eusebius Speschia jeweils in der Abschlussrede ausgedrückt habe: «Die Ausbildung ist fertig. Das Lernen geht weiter.»

Das Fazit

Vergleicht man die Aussagen des Jugendlichen und der Ehemaligen mit denen der Sozialpädagogin und Dozentin Manuela Aneas, zeigt sich schnell: Grundsätze wie Respekt, Gradlinigkeit und echtes Interesse wünschen sich alle von den Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen – und diese stellen diesen

Dilan Zor, 27, arbeitet in der Stiftung für Schwerbehinderte Luzern SSBL

«Die Arbeit wird immer noch spannender, je mehr Fachwissen ich mitbringe»

Nach der Ausbildung zur Fachfrau Gesundheit FaGe merkte Dilan Zor ganz erstaunt, dass ihr Interesse an der Medizin, der Beweggrund für diese Ausbildung, geringer wurde. Dafür interessierte sie sich immer stärker für die Menschen und merkte, dass sie als FaGe viel zu wenig Zeit hatte für das Zwischenmenschliche: «Ich wollte auf die Leute eingehen können, mich um sie kümmern und gute Lösungen finden.» Sie besuchte eine Infoveranstaltung an der Höheren Fachschule für Sozialpädagogik Luzern – und meldete sich an: «Dieser Fokus auf den Transfer von der Theorie in die Praxis und die gestalterischen Fächer, das gefiel mir sofort.» An sich hätte der Jugendbereich Dilan Zor interessiert, aber mit ihrer Vorbildung fand sie dort nicht so einfach eine Praktikumsstelle. Weil sie unbedingt die Ausbildung anfangen wollte, wagte sie den Sprung in ein ganz neues Gebiet und fing ihr Praktikum bei der SSBL an: «Die Arbeit mit Menschen mit einer schweren Mehrfachbehinderung war für mich anfangs sehr fremd – aber sehr positiv. Ich hatte das Gefühl, angekommen zu sein», sagt sie heute. Ein Lächeln, eine Zeichnung oder ein spontanes Zeichen der Freude, wenn sie aus den Ferien zurückkommt: «Ich bekomme so viel zurück.»

Fünfeinhalb Jahre arbeitet sie schon in der Stiftung, nächsten Sommer schliesst sie die Ausbildung ab. Langweilig wurde ihr nie, im Gegenteil: «Die Arbeit wird immer noch spannender, je mehr Fachwissen ich mitbringe, und ich fühle mich immer besser handlungsfähig.» Sie könnte sich gut vorstellen, einmal in einen anderen Bereich zu wechseln, neue Erfahrungen zu machen. «Aber ich bin sehr erfüllt bei meiner Arbeit – ich weiss, dass ich auf dem richtigen Weg bin.»

Anspruch auch selber an sich. Nur bei der Umsetzung hapert es, meinen die Jugendlichen nicht dasselbe wie die Fachleute.

«Manchmal ist es trotz allem Fachwissen schwierig.»

Ausserdem hat Dozentin Manuela Aneas schon öfter festgestellt: «Manchmal ist es trotz allem Fachwissen für Sozialpädagoginnen und -pädagogen schwierig, wenn sie mit einem ganz anderen Hintergrund daherkommen als ihre Klientel, vielleicht wohlbehütet aufgewachsen sind und in der Pfadi mitgemacht haben: Dann haben sie oft ideale Lösungsvorstellungen, die so gar nicht auf die Realität und die Lebenswelt der Jugendlichen passen.»

Ihnen falle es manchmal schwer, dieses wahre Verständnis für die Jugendlichen zu entwickeln, das sich der Jugendliche Alex – und mit ihm wohl alle anderen Jugendlichen – von ihren Sozialpädagogen erwünschen. Umso mehr ist Manuela Aneas überzeugt: «Die kritischen Rückmeldungen ehemaliger betroffener Personen sollten wir zum Anlass nehmen, über unser sozialpädagogisches Handeln kritisch nachzudenken.» Sie findet aber auch: «Durch persönliche Kontakte, aber auch immer wieder durch Personen, die sich später selber dazu entscheiden, Sozialpädagogin oder Sozialpädagoge zu werden, gibt es auch eine andere Sichtweise auf die Fachpersonen der Sozialpädagogik.»

«Sozialpädagogen können es nie allen recht machen!»

Betül, die ehemalige Klientin, bringt das sogar ganz offen auf den Punkt: «Ein bisschen muss ich die Sozis jetzt aber in Schutz nehmen», sagt sie heute im Rückblick. «Denn seien wir ehrlich: Die Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen können den Jugendlichen niemals alles recht machen, das geht gar nicht!» Und darum wären wohl manchmal Betroffene auf allen Seiten froh, es gäbe sie, diese eierlegende Wollmilchsau, die einfach alles kann. ●

Die Geschichte der Sozialpädagogik ist auch Schweizer Gesellschaftsgeschichte

Andere Autoritäten, andere Anforderungen

Die heutige Höhere Fachschule für Sozialpädagogik Luzern widerspiegelte immer auch den Zeitgeist. 1968 und der Aufstand der Jugend gegen die Autoritäten markierten einen Wendepunkt: Die autoritäre Heimerziehung wurde von partizipativen Modellen abgelöst.

Von Urs Tremp

Die Schweiz war sich seit dem rebellischen Jahr 1968 einiges gewöhnt. Aber als Ende September 1971 gegen 60 junge Aktivisten vor der Zürcher Arbeitserziehungsanstalt Uitikon auftauchten, Steine warfen, den Anstaltsdirektor attackierten, ein Polizeiauto demolierten und schliesslich 17 junge Männer aus der Anstalt «befreiten», war dies eine Aktion, wie man sie in unserem Land noch nicht gesehen hatte.

«Heimkampagne» nannten sich die Aktivisten. Nach deutschem Vorbild, wo es ähnliche Agitationsgruppen gab, prangerte die Heimkampagne die Zustände in den Jugend- und Erziehungsanstalten hierzulande an. Die Liste der Kritikpunkte war lang: körperliche Gewalt, Einzelhaft in einer Arrestzelle ohne Licht, Kostschmälerung, Urlaubssperre, verbale Demütigungen.

Die 17 Flüchtigen kamen bei Sympathisanten der Heimkampagne unter. In der Folge nahm die Polizei Sympathisanten und vermeintliche Sympathisanten fest, bis die Zöglinge – so wurden die Heimbewohner damals noch genannt – wieder in Uitikon waren. Es gab wegen «Entziehens Unmündiger» und «Hausfriedensbruch» bedingte Haft- und Geldstrafen. Die Heimkampagne – so die Historikerin Renate Schär, eine profunde Kennerin der Jugendrebellion von 1968 und den Folgejahren – «sollte zu einem der grössten Medienereignisse des Jahres in der Deutschschweiz werden».

«Die Heimkampagne war wichtig und hatte Einfluss auf die Sozialpädagogik.»

Weitreichende Folgen

Und sie hatte weitreichende Folgen. Für Uitikon wurden eine neue Hausordnung und neue Regeln formuliert, den Zöglingen mehr Selbstverwaltung gewährt und professionelles Personal angestellt. Vor allem aber kam das Thema in die öffentliche Diskussion. Was zuvor fernab des Schweizer Alltags und oft hinter Mauern mit den «arbeitsscheuen und liederlichen jungen Männern» gemacht wurde, geriet zum Politikum. In den Zeitungen und Zeitschriften erschienen Artikel über die Zustände in den Jugend- und Arbeitserziehungsinstitutionen. Schon kurz vor der spektakulären Aktion in Uitikon hatten Psychologen, Juristen oder Theologen auf zum Teil unhaltbare Zustände in den Anstalten aufmerksam gemacht. «Die 68er-Bewegung schuf den geeigneten gesellschaftlichen Resonanzboden für die Kritik an Erziehungsanstalten», schreibt die Historikerin Schär.

Eusebius Spescha, damals noch ein Gymnasiast und zwischen 2003 und 2018 Leiter der Höheren Fachschule für Sozialpädagogik Luzern (hsl) von Curaviva Schweiz, sagt heute: «Die Heimkampagne war wichtig, und sie hatte Einfluss auf die Sozialpädagogik. Zuvor hat-

te es in vielen Heimen und Institutionen noch ganz düster ausgesehen. In der Mehrheit herrschten in den Institutionen autoritäre Systeme.» Oft wurzelten die Strukturen und Konzepte noch tief im 19. Jahrhundert. Die Schulen gehörten zwar auch damals zu den öffentlichen Aufgaben. Die Heime «zur Aufnahme der verwaisten und verwahrlosten Jugend» aber waren private Institutionen, wo die Kirche und ihre Orden oder der Armenlehrer in Zusammenarbeit mit seiner Ehefrau nach eigenem Gutdünken und eigenen pädagogischen Vorstellungen sich um jene Kinder und Jugendlichen kümmerten, um die sich sonst niemand kümmern wollte.

Oft wurzelten die Strukturen und Konzepte der Heime noch tief im 19. Jahrhundert.

Dabei hatte es schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts pädagogische und sozialpädagogische Reformbewegungen gegeben, die in der Erziehung auch schwieriger Kinder etwas anderes sahen als militärischen Drill mit dem Ziel Disziplin. Rudolf Steiner entwickelte mit seiner anthroposophischen Lehre ein ganzheitliches Erziehungskonzept, das die musische Seite der jungen Menschen mehr berücksichtigte. Die Odenwaldschule in Deutschland galt bis in die Gegenwart (bis die Missbrauchsfälle publik wurden) als Vorzeigeinternat der Reformpädagogik – als Erziehungsinstitution und Lebensgemeinschaft. Und in England hatte – als an den Schweizer Schulen und in den Institutionen noch strenge Lehrer und Erzieher oft willkürlich und sadistisch herrschten – A.S. Neill die erste demokratische Schule gegründet – ein antiautoritäres Internat, das bis heute Bestand hat.

Die Reformpädagogik blieb allerdings ein Minderheitenprogramm – fast überall und auch in der Schweiz. Bis in die hiesigen Heime drangen die neuen pädagogischen Konzepte nicht durch. Arbeit als befriedigendes Schaffen? Fehlanzeige. Arbeit war zuerst und vor allem Disziplinierungsmassnahme. Viele der Anstaltsleiter plagte die fast paranoide Angst, die Zöglinge könnten sich gegen sie verschwören. So unterbanden sie Freundschaften innerhalb der Kinder und Jugendlichen. Tatsächlich kam es nicht erst 1971 in Uitikon zu einem Aufstand von jungen Heimbewohnern. Ein ehemaliges Heimkind erzählt im Zusammenhang mit einer Forschungsarbeit der Luzerner Theologin Stephanie Klein: «Dann hatten wir eine solche Wut auf die Nonne, stellen Sie sich vor, Kindergärtler, wir waren circa 15, 18 Kinder, sind wir auf die Nonne los, mit dem Nachthafen, mit Schuhen, mit Stöcken, mit allem, was wir erwischt haben (...).» Man ahnt, was die kleinen Kinder zuvor erlitten hatten, dass es zu solch einem kollektiven Wutausbruch kam. Danach habe sie das schlechte Gewissen geplagt, weil sie «einer ehrwürdigen Schwester so etwas angetan» hatten.

Eusebius Spescha erklärt den fehlenden Willen, in den Schweizer Erziehungs- und Besserungsanstalten neue >>

Zögling in der Erziehungsanstalt Neuhof Birr AG 1943: Arbeit als befriedigendes Schaffen? Fehlanzeige. Arbeit war zuerst und vor allem Disziplinierungsmassnahme.

Foto: Eugen Suter/Keystone/Archiv Photopress

pädagogische Konzepte zumindest auszuprobieren, mit dem fehlenden Interesse von Politik und Öffentlichkeit: «Man kümmerte sich nicht ernsthaft darum. Man war froh, dass diese Menschen irgendwo gehütet wurden.» Und es gab ganz praktische Probleme: «In den Institutionen hatte man kaum Ressourcen.» Tatsächlich waren es gerade in den katholischen Gebieten oft Ordensschwestern und -brüder, die Besserungs- und Erziehungsinstitutionen leiteten – für wenig Geld. «Es gab wohl auch Zuneigung und Liebe zu den jungen Menschen in den Heimen», sagt Spescha. «Aber es gab keine pädagogischen Konzepte. Was die Kinder und Jugendlichen wirklich brauchen, dafür war das Verständnis nicht sehr ausgeprägt.»

Nicht zuletzt der Mangel an Ressourcen und der sich abzeichnende Rückgang an Nachwuchs in den Ordensgemeinschaften haben Ende der fünfziger Jahre den damaligen katholischen Anstaltenverband bewogen, Menschen für die Arbeit in den Institutionen zu rekrutieren und zu schulen – um nicht weiter mit Notlösungen arbeiten zu müssen. «Es liegt», heisst es in einem Protokoll des Verbands aus dieser Zeit, «ein Schatten über der Entwicklung des letzten Jahrzehntes. Es ist der immer stärker einsetzende Personalmangel bei der Erziehung und Betreuung von Kindern und Jugendlichen schwieriger Art. Es gibt Betriebe, die bis zur Hälfte und mehr mit Gastarbeitern verschiedenster Nationen arbeiten müssen.»

Noch war die neu geschaffene Ausbildung keine eigentliche (Fach-)Schule. Es waren sogenannte Helferinnenkurse, die angeboten wurden – Schnellbleiche in Heimerziehung. Immerhin, sagt Eusebius Spescha, «wurden in diesen Kursen Fragen der Psychologie und der Pädagogik erörtert». Die Persönlichkeitsentwicklung von Kindern und Jugendlichen war Thema, ebenso die Freizeitgestaltung, die musische Erziehung. Nur: «Der Heimalltag spielte sich weiter in den herkömmlichen autoritären Strukturen ab. Gerade in den katholischen Heimen herrschte traditionsgemäss eine hohe Autoritätsgläubigkeit.» Kurz: Die Kursabsolventinnen und später auch -absolventen mochten mit neuen Ideen in die Institutionen kommen, gemacht wurde weiterhin, was die Heimleitung wollte und dirigierte.

Immerhin wurden schon in den ersten Helferinnenkursen pädagogische Fragen erörtert.

Der Einfluss der Kirche hielt lange an – und schwand plötzlich

Die Kirche nahm auch ganz direkt Einfluss auf die Heimhelferinnenkurse. Titus Kupper, selbst ein Geistlicher und zwischen 1967 und 1971 Leiter der Kurse, aus denen später die Heimerzieherschule und später die Höhere Fachschule für Sozialpädagogik Luzern hervorging, erinnerte sich später, dass er vom

damaligen Bischof Franziskus von Streng beauftragt wurde, Kurse für Heimhelferinnen durchzuführen. Auch der Bischof hatte gemerkt, dass ein Orden-basierter Betrieb von Kinder- und Jugendheimen nicht länger aufrechtzuerhalten sein wird. Da sollte wenigstens das weltliche Personal kirchlich geschult werden.

Tatsächlich waren es dann nicht nur die 68er und ihre Kritik an jeglichen Autoritäten, die um 1970 die Heimerziehung und damit die Sozialpädagogik auf ein neues Fundament stellten. Es war auch die rasante Säkularisierung, die insbesondere die katholischen Heime und Institutionen vor ganz neue Herausforderungen stellte. Wollte die Kirche überhaupt noch etwas zu melden haben, so musste sie demokratischer werden. Will heissen: Die bislang über Moral, Sitte und Arbeitseifer wachende Geistlichkeit musste Macht abgeben und sich den Fragen einer dringend benötigten, aber autoritätskritisch eingestellten neuen Heimerziehergeneration stellen. Eusebius Spescha: «Man brauchte anderes Personal, man brauchte mehr Personal. Und man musste dieses Personal auch ausbilden.»

Flugblatt der Heimkampagne (1971): Wende in der Heimerziehung.

Die Theologin Imelda Abbt, die zwischen 1971 und 1975 der Heimerzieherschule vorstand, erinnert sich, mit welcher Vehemenz die neue Zeit an ihrer Schule manifest wurde: «Ich erinnere mich daran, wie Schülerinnen und Schüler bei mir Mitsprache bei Anstellung und Entlassung von Lehrpersonen forderten. Sie sahen dies als rechtens an, auch wenn sie erst zwei Wochen an der Schule waren. Auch an ihren Praktikumsplätzen forderten sie die leitenden Personen heraus, politisch aktiv zu werden und institutionell Festgefahrenes aufzubrechen.»

Mit den Forderungen nach Mitsprache und mehr Demokratie einher ging eine Professionalisierung des Berufs Heimerzieher (später: Sozialpädagoge). Das hiess auch: anerkannte Abschlüsse, fixe und marktübliche Löhne, geregelte Arbeitszeiten. In der Praxis bedeutete dies: Die Heimerziehung wurde teurer, weil es mehr Mitarbeitende brauchte und von diesen Mitarbeitenden niemand für Gottes Lohn arbeitete. Zwar gab es auch nach 1970 noch in etlichen Institutionen Ordensschwestern (Kinderheime). «Um die Jahrtausendwende aber war die Zeit der ordensgeprägten Institutionen abgelaufen», sagt Spescha. Wie überhaupt die Pädagogik (und andere Humanwissenschaften) in den siebziger Jahren stark von linken ideologischen Strömungen geprägt waren, gab es auch an der späteren «hsl» damals hitzige Diskussionen um gesellschaftspolitische Fragen. Sie führten zur immer gleichen Grundsatzfrage: Welche Aufgabe hat die Sozialpädagogik in der Gesellschaft? «Damals», sagt Eusebius Spescha, «gab es sicherlich mehr Absolventinnen und Absolventen der Heimerzieherschule, die über die Sozialpädagogik zu einer neuen, gerechteren und inklusiveren Welt beitragen wollten. Man versuchte anders mit Kindern und Jugendlichen umgehen, sie und ihre Bedürfnisse ernst zu nehmen. Kinder und Jugendliche mit schwierigem und auffälligem Verhalten waren nun nicht mehr «liederlich und arbeitsscheu», sondern sie hatten «beschädigte Sozialisationsverläufe». Die Heime wandelten sich und wurden von Anstalten zu pädagogischen Wohngemeinschaften, zu Arbeitsgemeinschaften. Arbeit war nicht mehr Disziplinierungsmassnahme, sondern Anleitung zum sinnerfüllten, selbstständigen und befriedigenden Tun.

Imelda Abbt erinnert sich an heftige, lange und manchmal auch anstrengende Diskussionen: «Aber es war in unserer Heimerzieherschule auch ein starkes Bedürfnis zu spüren, vermehrt über menschliche Grundfragen nachzudenken: natürlich kritisch und in vollem Sinn, das heisst nicht nur Fragwürdiges anklagen zu lernen, sondern auch nach nachvollziehbaren Kriterien zu suchen, die ein neues, besseres Zusammenleben unter Menschen ermöglichen können.» Die Konzepte für mehr Partizipation der Kinder und Jugendlichen in den Heimen ging einher mit der Forderung nach mehr Mitsprache an der «hsl». Spescha: «Nach den siebziger Jahren, als vieles ausprobiert und wieder verworfen wurde und es auch zum Missbrauch der neuen Freiheiten gab – Jürg Jegge ist das prominenteste Beispiel –, bekam man in den Achtzigern langsam wieder Boden, und es setzten sich die professionellen Strukturen durch, wie wir sie eigentlich bis heute in den Institutionen kennen.»

«In den achtziger Jahren setzten sich die Strukturen durch, wie wir sie eigentlich bis heute kennen.»

Heute breiter aufgestellt

Zwar wird heute die Sozialpädagogik noch immer zuerst mit schwierigen Kindern und Jugendlichen assoziiert. Doch längst sind die «hsl»-Absolventinnen und -absolventen ebenso im Alters- und Behindertenbereich tätig. Auch dies entspricht dem Zeitgeist, der ganzheitliche Betrachtungen und Lösungen von gesellschaftlichen Fragen und Problemstellungen verlangt. Der Sozialpädagoge und die Sozialpädagogin sieht sich heute nicht mehr als Lösungsbringer, sondern als Helfer bei der Stärkung der Selbstheilungskräfte und des Sozialraums. Darin freilich sehen Kritiker heute auch eine Gefahr: dass eine schleichende Privatisierung schliesslich dazu führe, dass jeder für sich selbst schauen soll. Wer das nicht schaffe, der werde zum chronischen Fall für eine geschlossene Institution – etwas, was man eigentlich überwunden glaubte. ●

Sozialpädagogik wird es auch künftig brauchen – angepasst an neue Umstände

«Mehr Pluralität möglich machen»

Die Sozialpädagogik hat sich seit der Gründung der «hsl»-Vorgängerschule vor sechzig Jahren grundlegend verändert. Und sie wird sich weiter verändern – sagt der Experte Johannes Schmuck*

Interview: Urs Tremp

Herr Schmuck, welches ist der grösste Unterschied, wenn wir die Sozialpädagogik von heute mit der Sozialpädagogik von vor sechzig Jahren vergleichen?

Johannes Schmuck: Es gab ja den Begriff «Sozialpädagogik» noch gar nicht. Das hiess damals Heimerziehung. Immerhin war das, was man auch damals an der heutigen «hsl» gemacht hat, ein namhafter Versuch, diese Heimerziehung zu professionalisieren. Die heutige «hsl» war damals noch sehr stark christlich geprägt und verglichen mit heute in den pädagogischen Konzepten eher eng.

***Johannes Schmuck,** geboren 1961, hat in Deutschland Sozialpädagogik und Philosophie studiert. Er lebt seit 20 Jahren in der Schweiz und arbeitete in Heimen und sozialen Institutionen. Er war Dozent und Ausbildner an verschiedenen Ausbildungsstätten im Sozialbereich. Heute ist er spezialisiert auf Supervisionen. Er berät Mitarbeitende in sozialpädagogischen Institutionen und bei sozialpädagogischen Projekten.

Was heisst das?

Ein zentraler Begriff in der Heimerziehung war die Disziplin. Die Pädagogik war geprägt von der Vorstellung, dass man es mit Menschen zu tun hat, die nicht «normal» sind, die «liederlich» sind, nicht arbeiten wollen. Für diese Menschen suchte man Lösungen, damit sie wieder in die Mehrheitsgesellschaft passen.

Das ist doch auch heute noch ein Ziel: Die Sozialpädagogik will Menschen, die auffällig sind, sozial kompatibel machen.

Leider, ja.

«Das Normalisieren ist leider noch immer ein starkes Motiv in der Sozialpädagogik.»

Warum leider?

Heute ist das «Normalisieren» tatsächlich noch immer ein starkes Motiv in der Sozialpädagogik.

Was spricht denn dagegen?

Es wäre doch denkbar, dass man etwa Jugendliche mit auffälligem Verhalten oder mit einer Behinderung nicht einfach «normalisiert», sondern dass man schaut, welche Anliegen diese Menschen haben. Welche Interessen haben sie? Welche Perspektiven? Dann wäre es die Aufgabe der Sozialpädagogik, die Umsetzung dieser Interessen zu begleiten. Das kann natürlich eine sogenannte Normalisierung sein, wenn sie im Interesse dieser Menschen ist. Aber viele dieser Menschen haben ganz ungewöhnliche Biografien und Bildungswege. Die Aufgabe der Sozialpädagogik wäre eigentlich, dies zu berücksichtigen und die Menschen darin zu unterstützen, was sie daraus machen wollen.

Das ist allerdings nicht in jedem Fall gesellschaftskompatibel.

Tatsächlich wandelt sich da gerade das Berufsbild der Sozialpädagoginnen und -pädagogen. Bislang zielte man auf die Person,

Jugendliche Frau mit Smartphone: «Auch der virtuelle Raum ist heute Sozialraum.»

die Probleme hat und Probleme macht. Die Gesellschaft, der Sozialraum, das Gemeinwesen, zu dem diese Menschen gehören, spielten keine grosse Rolle. Heute aber gehört zur Sozialpädagogik, dass man dieses Umfeld viel stärker berücksichtigt. Statt zu «normalisieren», arbeitet die Sozialpädagogik heute daran, dass mehr Inklusion, mehr Verschiedenheit, mehr Pluralität möglich ist. Die Sozialpädagogik muss sich also auch mit der Gesellschaft, mit dem Umfeld dieser Menschen befassen.

Wie soll das denn konkret gehen?
Dass die Sozialpädagogik bei der Arbeit mit den ihnen anvertrauten Menschen immer auch deren Sozialraum mit einbezieht. Dass man also nicht nur mit der einzelnen Person, sondern auch mit dem Umfeld arbeitet.

Und das passiert noch zu wenig?
Ja. Die Sozialraumorientierung gehört heute zwar zu den sozialpädagogischen Konzepten. Aber oft beschränkt sich die Arbeit dann auf die Familie, bei Jugendlichen vielleicht noch auf die Peergroup. Aber der Sozialraum dieser Menschen ist mehr als die Familie und die Peergroup. Gerade die Jugendlichen bewegen sich heute auch in den virtuellen Räumen des Internets. Auch die Facebook- oder Instagram-Welten gehören heute zu den Sozialräumen, in denen sich vor allem jugendliche Menschen bewegen. Da hinkt die Sozialpädagogik noch ziemlich hinterher.

«Die Sozialpädagogik sollte heute für mehr Verschiedenheit, für mehr Inklusion arbeiten.»

Das heisst, dass die Sozialpädagogik mit veralteten Methoden arbeitet?
Nicht nur, natürlich. Aber man konzentriert sich noch oft zu ausschliesslich aufs Individuum. Dass man sich mit dem Sozialraum beschäftigt, ist gerade noch das Sahnehäubchen. Es ist schön, wenn mans hat, aber es ist nicht unbedingt notwendig. Das führt letztlich dazu, dass die Ursache der Probleme immer bei den Individuen gesucht werden und nicht in den gesellschaftlichen Dynamiken.

Wie kann man denn als Sozialpädagoge auf gesellschaftliche Dynamiken Einfluss nehmen?
Man muss den Sozialraum als Arbeitsraum begreifen. Man muss analysieren, was in einem Dorf, in einem Quartier passiert, und arbeitet dann mit einer Gemeinschaft an bestimmten Themen – nicht mehr mit dem beeinträchtigten Paul, sondern mit dem Quartier, mit dem Dorf. Das passiert schrittweise und als Prozess. Das müsste heute in der Ausbildung der Sozialpädagoginnen und -pädagogen stärker gewichtet werden.

Wenn die Sozialpädagogik aber eine gesellschaftliche Aufgabe ist, dann ist vor allem auch die Politik gefordert.
Es ist ja auch heute schon eine gesellschaftliche Aufgabe. Aber es geht darum, den Fokus wegzulenken von den einzelnen Menschen hin zum ganzen gesellschaftlichen Umfeld: Wie haben diese Menschen Platz in ihrer Umgebung, in ihrem Sozialraum?

Das braucht allerdings die Bereitschaft des Umfeldes, sich an der sozialpädagogischen Arbeit zu beteiligen.
Es geht nicht darum, das Mitmachen für obligatorisch zu erklären. Aber man setzt an bei Begegnungsräumen. Wer lieber keinen Kontakt haben möchte mit anderen Menschen, der muss das nicht. Aber ich gehe davon aus – und die Erfahrung bestätigt diese Annahme –, dass die meisten Menschen an Kontakten zu anderen Menschen interessiert sind. Warum? Es bringt auch ihnen etwas und nicht nur den Menschen, die potenziell ausgeschlossen sind.

Was bringt es denn?
Pluralität, Vielfalt, Begegnung. Die Menschen kommen raus aus ihren Glocken. Um es überspitzt zu sagen: Ich bewege mich dann nicht mehr nur in der Glocke meiner Facebook-Freunde, die mir ähnlich sind. Ich komme mit Menschen in Kontakt, die andere Biografien, andere Leben, andere Ansichten haben.

Ist das nicht etwas idealistisch gedacht?
Wie gesagt: Es gibt kein Obligatorium, immer und mit allen Kontakt zu haben. Ganz wichtig ist, dass jeder und jede Grenzen >>

ziehen kann: Bis hierher und nicht weiter! Es ist kein Muss, sondern ein Kann. Es geht um etwas Grundsätzliches: Es soll in einem Dorf, in einem Quartier Räume geben, die Begegnung und Inklusion möglich machen.

Funktioniert dies tatsächlich in unserer stark individualisierten Gesellschaft?

Ja. Schauen wir etwas zurück in der Geschichte, dann sehen wir, wie wichtig und gesellschaftlich stabilisierend die Qualität von Nachbarschaft immer war. Die Menschen haben nie in homogenen Gruppen gelebt, sondern immer in vielfältigen Gemeinschaften. Die sozialräumliche Vielfalt ist keine Erfindung der modernen Sozialpädagogik. Im 19. Jahrhundert aber hat man angefangen, Menschen zu separieren, wenn man dachte, dass sie in der stark auf Produktivität ausgerichteten Gesellschaft stören.

«Weiterbildung soll sich nicht allein auf die institutionelle Weiterbildung beschränken.»

Romantisieren Sie nun nicht doch etwas die gute alte Zeit?

Nein. Ich warne sogar davor. Man soll nicht so tun, als sei im Mittelalter oder bei den Urchristen alles prima gewesen. Zwar hatten dörfliche Gemeinschaften einerseits diesen integrativen Charakter. Aber sie konnten gegenüber einzelnen Individuen auch sehr grausam sein. Man liess diese Menschen merken, dass sie geduldet, aber nicht dazugehörend sind. Man weiss zum Beispiel, dass man geistig eingeschränkte Menschen manchmal nicht anders als das Vieh behandelt und sie im Extremfall im Schafstall gehalten hat. Diese ausgrenzenden Einstellungen haben dann zum Teil in den Institutionen weitergewirkt. Heute soll man dafür sorgen, dass diese Menschen – ob sie nun in einer Institution leben oder nicht – dazugehören. Ich bin nicht gegen Institutionen. Aber Institutionen sollen nicht ausschliessen, wie sie es lange getan haben. Institutionen gehören zur Inklusion. Institutionen sind dann problematisch, wenn sie Menschen von der Gesellschaft fernhalten, wenn sie quasi die Gesellschaft entlasten von Individuen, die man als störend empfindet. Oder wenn die Institutionen das «reibungslose Funktionieren» wichtiger nehmen als die Interessen der Menschen.

Wer gehört denn heute zur Klientel der Sozialpädagogik?

Eigentlich sind es alle Menschen. Denn die grosse Mehrheit ist irgendwo und irgendwie beeinträchtigt und darum von gewissen Dingen ausgeschlossen.

Dann muss heute eine Sozialpädagogin oder ein Sozialpädagoge es einfach mit allen gut können?
Natürlich sollten Sozialpädagogen gute Kommunikatorinnen sein. Aber es braucht noch viele andere Fähigkeiten. Sie müssen sich im Recht auskennen zum Beispiel, sie müssen vernetzen können, müssen Bescheid wissen über neue Technologien, müssen politische Prozesse verstehen und intervenieren können. Eigentlich muss ich mich als Sozialpädagoge permanent weiterbilden, weil ich ja Menschen in der heutigen Zeit, in der heutigen Welt begleite. Ich meine mit Weiterbildung nicht allein die institutionalisierte Weiterbildung, sondern die permanente Auseinandersetzung mit Entwicklungen in der Welt, die Einfluss haben auf das Leben der Menschen. Es braucht die Bereitschaft, dauernd dazuzulernen, weil man weiss, dass der Beruf des Sozialpädagogen in zehn Jahren nicht mehr derselbe sein wird wie heute. Was mir dabei wichtig scheint: Dass Menschen mit ganz verschiedenen Biografien in der Sozialpädagogik tätig sind.

Warum?
Es sind heute noch immer vor allem junge Erwachsene aus der Mittelschicht, die sich für eine Ausbildung in der Sozialpädagogik entscheiden. Das birgt in sich die Gefahr, dass eine verbal orientierte Mittelschichtsglocke entsteht. Darum ist es gut, wenn auch Menschen mit einem anderen Hintergrund, mit anderen Bildungswegen, die weniger verbal orientiert sind, diese Ausbildung absolvieren und so das Spektrum der Berufsleute in der Sozialpädagogik erweitern. Darauf sollte man im Übrigen nicht nur bei den Lernenden, sondern auch bei den Lehrenden achten, dass es auch da eine gewisse Diversität gibt.

Wie und warum wird es denn in zehn Jahren noch Sozialpädagogen brauchen?
Die Zielgruppen werden sich verändern und auch die Methoden. Noch vor einigen Jahren hatte die Sozialpädagogik viel weniger mit Menschen zu tun, die mit Bindungsstörungen und schweren Traumatisierungen durchs Leben gehen. Das wird für die Sozialpädagogik künftig noch mehr ein Thema werden. Traumapädagogik wird ganz wichtig werden. Da funktionieren die alten Methoden nicht mehr. Weil das Profil der Irritationen und Störungen sich verändert. Für die Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen setzt dies eine auch eine ganz hohe Bereitschaft voraus, sich mit sich selbst auseinanderzusetzen.

Und wie erklären Sie der Öffentlichkeit, der Politik, warum es die Sozialpädagogik weiterhin brauchen wird?
Ich würde den Leuten, den Politikerinnen und Politikern, die bezweifeln, dass die Sozialpädagogik etwas Sinnvolles leistet, als Erstes sagen: Kommen Sie doch einfach einmal mit! Ich würde so jemandem anbieten, einmal eine ganze Woche in einer Institution zu verbringen, mitzulaufen mit einem Sozialpädagogen, um im normalen Alltag zu erfahren, was da eigentlich passiert. Das wäre der erste Schritt. Als Zweites würde ich zeigen, dass und wie in den Institutionen sehr wohl wirkungsorientierte Arbeit geleistet wird.

«In der Sozialpädagogik sollten Menschen mit verschiedenen Biografien tätig sein.»

Das heisst?
Die Institutionen kosten die Öffentlichkeit ja viel Geld. Da ist es legitim, zu fragen: Bringt das auch etwas? Diesen Leuten kann man zeigen, dass man etwa Menschen wieder in die Arbeitswelt integriert, sie begleitet auf dem Weg zu einem selbstständigen Leben. Würde man nichts machen, könnte man zwar kurzfristig Geld sparen. Aber was würde mit den Menschen passieren? Sie würden auf der Strasse landen. Und dies führt letztlich zu sozialen Spannungen, deren Kosten für die Gesellschaft wesentlich höher wären. Man kann also durchaus nachweisen, dass Sozialpädagogik sinnvoll ist für das Gemeinwesen. ●

Seline Stalder, 32, Leiterin einer Wohngruppe im Alterszentrum St. Martin, Sursee LU

«Es wird künftig in den Altersinstitutionen einen grösseren Bedarf an Sozialpädagogen geben»

Die Arbeit mit alten Menschen kannte sie bereits – und zudem war sie für die Sozialpädagogik quasi erblich vorbelastet. Seline Stalder ist mit einem Pflegekind in der Familie aufgewachsen, und sie hat nach einer Ausbildung zur Fachfrau Gesundheit in einer Pflegeinstitution die Demenzwohngruppe betreut. «In dieser Institution stellte ich fest, dass auch ältere und alte Menschen in schwierigen Situationen stecken können und die Hilfe durch die Profession Sozialpädagogik nötig haben.»
Zwar absolvierte Seline Stalder während der Ausbildung an der «hsl» Praktika in einem Heim für männliche Jugendliche und in einer Institution für Menschen mit einer geistigen Beeinträchtigung. Aber sie blieb bei ihrem Ansinnen, die Sozialpädagogik in die Altersbetreuung zu tragen und Pionierarbeit zu leisten. Heute leitet sie im Alterszentrum St. Martin in Sursee eine Wohngruppe, in der neun Menschen mit psychischen Beeinträchtigungen leben (im Alter von 50+). Sie leiden zum Beispiel unter Depressionen, Schizophrenie oder Suchtkrankheiten. Drei weitere Menschen der Gruppe leben extern in einer Wohngemeinschaft mit punktueller Unterstützung. Auch für sie ist Seline Stalder zuständig.
Seline Stalder bedauert, dass sie auf ihrer Wohngruppe im Alterszentrum die einzige Sozialpädagogin ist: «Ich würde mich gerne mit einer Berufskollegin oder einem -kollegen austauschen können.» Sie glaubt allerdings, dass man in den Altersinstitutionen bald merken wird, dass mehr Bedarf nach Sozialpädagogen besteht als heute noch angenommen. «Hier müssen Lösungen geschaffen werden, auch wenn es halt etwas kostet», sagt Stalder.

Simon Bärtschi bewegten die Fragen nach dem Sinn und nach der Zukunft

Vom Bootfachwart zum Sozialpädagogen

Sozialpädagoge Simon Bärtschi hat – wie viele seiner Kolleginnen und Kollegen – ursprünglich einen ganz anderen Beruf erlernt: Er reparierte als Bootfachwart Schiffe auf dem Zugersee. Jetzt betreut er Kinder in einer Sonderschule und fühlt sich gut mit dieser sinnvollen Tätigkeit.

Von Claudia Weiss

Schulzimmer statt Bootswerkstatt, Kochen statt Hämmern, Kinder und Jugendliche statt Schiffe und Kunden: Simon Bärtschis Alltag hat sich stark verändert, seit er als 19-Jähriger seine erste Ausbildung zum Bootfachwart beendet hat. In den vergangenen drei Jahren hat er sich nämlich an der Höheren Fachschule für Sozialpädagogik in Luzern zum Sozialpädagogen weiterbilden lassen. Sein erster Beruf gefällt ihm zwar nach wie vor, dennoch hat er seinen Entscheid nie bereut.

Der 29-Jährige überlegt kurz: Auf seinem Weg hat ihm eigentlich immer der Zufall geholfen – oder war es das Schicksal? Jedenfalls kam er auf die Idee für den besonderen Beruf Bootfachwart seinerzeit nicht etwa, weil er ein leidenschaftlicher Segler oder See-junge war, sondern dank einem Sommerjob während der Schulzeit: Ein Kollege fragte ihn, ob er mit ihm zusammen in den Ferien bei einem Bootsbauer arbeiten wolle, und Bärtschi fand überraschend grossen Gefallen an See, frischer Luft, schönen Schiffen und abwechslungsreichem Handwerk. Die Idee war geboren, und er meldete sich kurzerhand für eine Schnupperlehre.

Jenen helfen, denen es weniger gut geht

Viele Lehrstellen gibt es nicht für Bootfachwarte, und Simon Bärtschi wollte unbedingt in der Gegend um Zug herum bleiben, wo er in der Schule war und seine Freunde hatte. Er hatte Glück, die kleine Zuger Firma Boot & Yacht suchte einen Lehrling. So lernte Bärtschi drei Jahre lang Schiffe unterhalten und reparieren, sie überführen, ein- und auswassern, einfach alles, was rund um die Schiffspflege zu tun war. «Die Arbeit mit Holz, Segeln und Motoren ist ein schönes Handwerk, sehr vielseitig und abwechslungsreich», sagt er noch heute. Nebst dem Handwerk lernte er während der Arbeitszeit sogar Motorschifffahren und Segeln. Und er genoss die Arbeit rund um den See und den Kontakt mit Leuten.

Nach dem Lehrabschluss zum Bootfachwart machte Simon Bärtschi die RS, reiste durch die Welt und arbeitete zwischen-

Simon Bärtschi in der Bootsbau-Werkstätte, bei der Arbeit an einem Schiffsrumpf und auf dem See. Schiffe reparieren, überführen, ein- und auswassern – die Arbeit und das Handwerk findet er nach wie vor schön. Fotos: Privat

Simon Bärtschi bei seiner Tätigkeit als Sozialpädagoge: Die handwerklichen Fähigkeiten nützen ihm auch im Umgang mit Kindern und Jugendlichen ausgezeichnet. Foto: Nadja Nigg

durch immer wieder in seinem früheren Lehrbetrieb. Irgendwann im Lauf dieser vier, fünf Jahre tauchte bei ihm die Frage nach der Zukunft auf, und sie wurde immer drängender: «Zum einen stellte sich die Sinnfrage», sagt er. Diese Frage: «Was kann ich bewirken?» Seine Arbeit fand er nach wie vor sehr schön, aber es störte ihn, dass sie eigentlich den einzigen Zweck hatte, reichen Kunden ihr Luxushobby zu ermöglichen. «Das gab mir nicht genug Lebenssinn, und ich merkte, dass ich gerne helfen und jenen einen Dienst leisten würde, denen es weniger gut geht.»

Zum einen stellte sich die Sinnfrage. Hinzu kam die Frage nach den beruflichen Zukunftschancen.

Suchttherapie und Kinderheim

Hinzu kam ganz prosaisch die Frage nach den beruflichen Zukunftschancen, nach persönlicher Weiterentwicklung. «Als Bootfachwart hätte ich mich selbstständig machen müssen oder an einen grossen See oder ans Meer ziehen, um beruflich gute Aussichten zu haben», erklärt Bärtschi. «Beides wollte ich nicht.» Für die Selbstständigkeit ist er zu freiheitsliebend, obwohl er vielleicht eines Tages das Geschäft seines Lehrmeisters hätte übernehmen können. Und ans Meer ziehen? «Nein, meine Heimat wollte ich nicht für den Bootsbau aufgeben, trotz meiner Liebe zum Meer.» Vielmehr wollte er in der Gegend bleiben und dennoch eines Tages in der Lage sein, eine Familie zu unterhalten.

So stand er mit Mitte zwanzig im Büro des Berufsberaters. Und fand heraus, dass er sehr gerne mit Menschen arbeiten würde, «irgendetwas im Sozialbereich». Ungewiss war noch, ob das eher als Sozialpädagoge oder als Arbeitsagoge sein sollte – Letzteres wäre an sich mit seiner Berufsausbildung ein logischer Schritt gewesen.

Verschiedene Zivildiensteinsätze im Suchtbereich, in anderen sozialen Institutionen und in einem Ferienlager mit Kindern führten ihn jedoch in die andere Richtung: «In der Sozialpädagogik ist die Beziehung zentraler, sie erstreckt sich über mehr Bereiche als die Arbeit», wurde ihm klar. «Man teilt den Alltag, man kocht, isst und wohnt zusammen.»

Nach dem Zivildienst und intensiven Auseinandersetzungen mit der Berufsfrage machte Simon Bärtschi ein Vorpraktikum in einer Einrichtung für Suchttherapie, dann ein Praktikum in einem Kinderheim. «Dort hätte ich gerne das Lehrpraktikum gemacht, aber da sie jährlich nur eine solche Stelle bieten, hätte ich ein Jahr warten müssen.»

Segeltörn mit Erwachsenen mit Beeinträchtigung

Das mochte er nicht mehr, jetzt, wo er seinen Weg vor sich sah, wollte er endlich vorwärtskommen. Deshalb entschied er sich spontan für die dreijährige Vollzeitausbildung anstelle der vierjährigen berufsbegleitenden Ausbildung, «denn die Stellen für die beiden halbjährigen Zwischenpraktika waren viel einfacher zu finden». Ein paar Ersparnisse und etliche Nebenjobs wie die Mithilfe bei einem Kletterferienlager mit Jugendlichen mit Beeinträchtigung halfen ihm finanziell über die Runden. Höhepunkt seiner Nebenjobs war ein zweiwöchiger Segeltörn im Mittelmeer: Acht Erwachsene mit Beeinträchtigung und drei andere Betreuer und Simon Bärtschi als Skipper – die ultimative Verbindung seines früheren und seines künftigen Berufs. Er lacht. «Ja, das war ein sehr eindrückliches Erlebnis, wir kamen sogar in einen kleinen Sturm!»

Bei der Auswahl der Schule sprach nebst der geografischen Lage etliches für die Höhere Fachschule für Sozialpädagogik in Luzern: «Es sind tolle Leute und interessante Fächer», bringt es Simon Bärtschi locker auf den Punkt. Ihm gefiel vor allem die >>

Besonderer Wert wird auf die Persönlichkeitsbildung gelegt

Für die Aufnahme an der Höheren Fachschule für Sozialpädagogik in Luzern wird nebst einem schulischen Aufnahmeverfahren (schriftliche Prüfung und persönliches Gespräch) auch die Berufseignung durch die Praxis beurteilt. Dafür absolvieren die Kandidatinnen und Kandidaten vor, während oder nach dem schulischen Aufnahmeverfahren ein Praktikum von mindestens sechs Monaten bei einem Pensum von 80 bis 100 Prozent in einem professionellen Setting der Sozialen Arbeit. Für die Anmeldung entscheiden die künftigen Studentinnen und Studenten, ob sie das dreijährige Vollzeitstudium oder das vierjährige berufsintegrierte Studium absolvieren möchten. In einem Gespräch wird im Rahmen des Aufnahmeverfahrens eine Einschätzung zur Person vorgenommen: Berufs- und Ausbildungsmotivation, Beziehungsfähigkeit, Kooperations- und Kommunikationsfähigkeit, Selbstmanagement, Konfrontationsfähigkeit, Reflexionsfähigkeit, Selbst- und Fremdeinschätzung und pädagogisch-ethische Grundhaltung, schulische Leistungsfähigkeit und gute Ausdrucksfähigkeit. Das Besondere während der Ausbildung ist, dass nicht nur fachliches Grundlagenwissen vermittelt, sondern viel Persönlichkeitsarbeit geleistet wird: Künftige Sozialpädagoginnen und -pädagogen sollen sich und ihre verborgenen Seiten gut kennen.

intensive Persönlichkeitsbildung, die Tatsache, wie er sich als Student intensiv mit dem eigenen Leben auseinandersetzen und eigenen Themen nachgehen musste. «Wieso ist etwas so, wie geht man damit um?» Solche Fragen faszinierten ihn, auch wenn er selber einen soliden Familienhintergrund hat und keine grossen Probleme aufarbeiten musste. «Trotzdem: Dieses bewusste Wahrnehmen, warum etwas so ist, warum beispielsweise ein bestimmter Satz mich derart auf die Palmen bringt, das hilft sehr viel.» Und die gestalterischen Fächer boten ihm Anregung und Abwechslung zugleich.

Das Schreiben von Berichten und Arbeiten hingegen wurde nie zu seiner Leidenschaft, auch heute, bei seiner Arbeit als Sozialpädagoge an der Privatschule Dr. Bossard in Unterägeri, ist das nicht seine Lieblingstätigkeit. «Manchmal tut es allerdings auch ganz gut, kurz in Ruhe etwas aufzuschreiben, zu ordnen.» Und die zwei halbjährigen Praktika in einer Institution für Erwachsene mit einer geistigen Beeinträchtigung und in einer anderen Institution für Erwachsene mit einer psychischen Beeinträchtigung gaben ihm einen guten Einblick in den Berufsalltag. Letzten September schloss Simon Bärtschi seine Ausbildung ab. Er lächelt fein. «Das war gut so, wenn man schon gegen dreissig geht, möchte man irgendwann nicht mehr zur Schule gehen.»

Der Unterschied zu seinem ersten Beruf? Immer neue Situationen, immer neue Lösungen.

«Es muss nicht alles perfekt stimmen»

Seither ging dafür in seinem Leben einiges: Er heiratete, begab sich auf eine halbjährige Reise und startete eben kürzlich mit seiner ersten Stelle in Unterägeri. Er begleitet jetzt als Sozialpädagoge Kinder und Jugendliche durch den Wohnalltag, die mit einer Lern- und Sprachschwäche kämpfen und/oder Verhaltensschwierigkeiten zeigen.

Der grösste Unterschied zu seinem früheren Beruf? Simon Bärtschi überlegt kurz. «Es muss nicht alles perfekt stimmen wie beim Bootsbau, sondern ich muss immer wieder selber herausfinden, wie ich mit einer neuen Situation umgehe.»

Er schätzt die breite Ausbildung, die viele Möglichkeiten eröffnet, und könnte sich durchaus auch eine sozialpädagogische Arbeit in einem anderen Bereich vorstellen. Denn auch wenn man die Leute jeweils anders abholen müsse, findet er seine Rolle doch immer ähnlich: «Klientinnen und Klienten fördern, sie weiterbringen und eine Beziehung zu ihnen aufbauen.» Er sieht sich als Unterstützer, der vor allem die Kooperation sucht. Auf seine Aufgaben, findet er, sei er in der Ausbildung gut vorbereitet worden.

Bei der Wahl seines Arbeitsorts achtete er vor allem darauf, dass die Haltung stimmt: «Interesse am Gegenüber, Weiterentwicklung, ein gelebtes Miteinander, ein Umgang auf Augenhöhe und ein Team, das im ganzen Haus zusammenarbeitet.» Diese Werte sind für ihn wichtig. Auf der anderen Seite, ist er überzeugt, bringt er für einen Sozialpädagogen wertvolle Fähigkeiten mit: Eine gewisse Ruhe, die ihm ermöglicht, auch in der Hektik gut zuzuhören und nicht vorschnell zu urteilen und zu reagieren. «Das ist sehr hilfreich», findet er. Allerdings musste er dafür lernen, auch ab und zu klare Grenzen zu setzen und das manchmal etwas dezidierter mitzuteilen.

Wichtige Werte und Beziehungsarbeit

An seiner heutigen Arbeit gefällt ihm jedoch vieles: «Die Haltung der Institutionsleitung. Dass ich viel Zeit mit den Kindern verbringen kann, weil sie nicht so verbucht sind und weil Schule und Wohnen nahe beieinander liegen. Dass die Schule intern und damit der Austausch mit den Lehrpersonen einfacher ist.» Und vor allem: «Die Beziehungsarbeit, die ist sehr schön.»

An seine Grenzen sei er bisher noch nie gestossen, höchstens einmal in einem Praktikum, als zusätzlich viel körperliche Pflege erforderlich gewesen sei. Ansonsten hilft es ihm, alles Nötige bei der Arbeit aufzuarbeiten, schwierige Situationen mit Kolleginnen und Kollegen zu besprechen und möglichst wenig mit nach Hause zu tragen.

Sein früherer Beruf? Er überlegt kurz. Nein, seinem früheren Beruf trauert er nicht nach. Vielmehr sucht er Wege, wie er all sein Wissen zusammenbringen kann: An der Schule hat er letzthin entdeckt, dass eine gut eingerichtete, kaum genutzte Werkstatt vorhanden ist. Diese möchte er gerne auf Vordermann bringen und dann vielleicht mit einer Gruppe Jugendlicher Werkprojekte starten, dort könnte er seine Handwerkskenntnisse einsetzen. Er nickt zufrieden: «So fliesst letztlich alles wieder zusammen.» ●

Im Schlossgarten Riggisberg BE sind Sozialpädagogen eine Berufsgruppe unter vielen

Das interprofessionelle Miteinander – ein Erfolgsfaktor

Rund 350 Mitarbeitende – darunter über 30 Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen – begleiten im Schlossgarten Riggisberg BE die Bewohnerinnen und Bewohner durch den Alltag. Die gute Zusammenarbeit der Berufsgruppen im Wohn-, Arbeits- und Freizeitbereich ist nicht selbstverständlich.

Von Susanna Valentin

Auf einer Anhöhe oberhalb des Dorfes thronen die mächtigen Gebäude des Schlossgartens Riggisberg. Wo einst Freiherren und -damen residierten, werden heute 270 Bewohnende mit psychischen oder geistigen Beeinträchtigungen dabei unterstützt, ihr Leben möglichst selbstbestimmt zu meistern. Längst gehört nicht nur das einstige Schloss zur sozialen Institution, das historische Gebäude fügt sich in moderne Wohnhäuser, Werkstätten, Ateliers, den Technischen Dienst, ein Restaurant und das Empfangsgebäude, in welchem im «Eggladen» auch die eigenen Produkte verkauft werden.

Hier treffen ein modernes Wohn-, Arbeits- und Freizeitangebot aufeinander; Angebote, die von unterschiedlichen Berufsgruppen begleitet werden. «Die interprofessionelle Zusammenarbeit ist bei uns durch das breite Angebot essenziell», erklärt Regula Mader, seit vier Jahren Direktorin des Schlossgartens Riggisberg.

Interprofessionelle Zusammenarbeit wird durch das breite Angebot essenziell.

Die 347 Mitarbeitenden, die sich rund 230 Vollzeitstellen teilen, bringen verschiedene berufliche Hintergründe mit. In der Abteilung Wohnen und Entwicklung kümmern sich 14 Sozialpädagogen und Sozialpädagoginnen, 53 Pflegefachpersonen, 31 Fachangestellte Gesundheit und 39 Fachangestellte Betreuung um eine ressourcenorientierte Betreuung und Pflege der Bewohnenden. Im Bereich Arbeit, Beschäftigung und Integration arbeiten 18 Sozialpädagogen und Sozialpädagoginnen, 7 Arbeitsagogen und Arbeitsagoginnen, 5 Aktivierungsfachleute, eine Kunsttherapeutin und eine Keramikerin Hand in Hand. Für eine möglichst umfassende Lebensgestaltung der Menschen mit Beeinträchtigung sei es wichtig, dass die Zusammenarbeit gut funktioniere und alle voneinander profitieren könnten, sagt Regula Mader.

Sie macht sich bereit, eine Runde durch das Institutionsgelände zu drehen. Kaum um die Ecke, wird sie von einem Bewohnenden begrüsst; er freut sich auf seinen Geburtstag. Mader bleibt stehen und wechselt ein paar Worte mit ihm: Der direkte Kontakt ist der Institutionsleiterin wichtig. Stimmungen einzufangen funktioniere nur, wenn man mit den Leuten spreche, ist sie überzeugt. «Das gilt für alle auf dem Gelände gleichermassen, ob Bewohnende oder Mitarbeitende.»

Austausch im Interesse der Bewohnenden

In der Montageabteilung springt ein Bewohner kurzerhand von seinem Platz auf und ruft: «Frau Mader, ich habe eine Idee, wie wir den Umsatz steigern können!» Die Direktorin bleibt stehen und nimmt sich Zeit für seine Vorschläge. Die Werkstätten im Schlossgarten Riggisberg bieten verschiedenste Arbeits- und Beschäftigungsmöglichkeiten.

Ist jemandem der Druck zu hoch, ein Produkt in einer bestimmten Zeitspanne zu schaffen, oder der Anspruch zu gross, regelmässig am Arbeitsplatz zu erscheinen, ist Bruno Gerber zur Stelle. Der ausgebildete Sozialpädagoge und Kunsttherapeut kümmert sich als Leiter des niederschwelligen Arbeitsangebots um eine kleine Gruppe, die sich lieber in einem geschützteren Rahmen bewegt. Schnittpunkte mit anderen Professionen sind bei ihm häufig. «Ich hole Bewohnende auch auf den Wohngrup- >>

pen ab, wenn sie Mühe haben, aus dem Haus zu kommen», erzählt er. So ergäben sich auf ganz natürliche Weise immer wieder kurze Austauschmomente. Ausserdem ist er zusammen mit einer Fachperson aus dem Wohnbereich Bezugsperson eines Bewohnenden.
Dieses Modell bietet die Möglichkeit einer umfassenden Sicht auf dessen momentane Lebenslage. «Oft tausche ich mich mit der zweiten Bezugsperson ganz unkompliziert per Mail oder Telefon über die jeweilige Tagesbefindlichkeit aus», sagt Gerber. Falls er mehr Zeit benötige, könne er auf diesem Weg einen Termin vereinbaren.

Die Gärtnerin ist auch Sozialpädagogin

Auch Anna Inniger, Gärtnerin und Sozialpädagogin in der hausinternen Gärtnerei, hat gute Erfahrungen in der Zusammenarbeit mit den Wohngruppen gemacht. Da sie als Gruppenleiterin in einem weniger geschützten Bereich arbeitet, wird von den Beschäftigten auch mehr gefordert. «Die Sicht auf die Gesamtsituation der Menschen mit Beeinträchtigung wird bei uns eher an die Wohngruppe delegiert», erklärt sie.
Da in der Gärtnerei eine Arbeitsstelle geboten werde, sei es Teil des Normalitätsprinzips, die Alltagssorgen einmal aussen vor zu lassen. «Ich kümmere mich als Gärtnerin um das Ergebnis der Arbeit, aber gleichzeitig auch als Sozialpädagogin um das ganze Gruppengefüge», erklärt sie ihren Auftrag. Falle jemand auf, melde sie dies ebenfalls auf der Gruppe, ausserdem wird sie wie Bruno Gerber bei Standortgesprächen als zweite Bezugsperson beigezogen.
«Für alle Bewohnenden wird bei ihrem Eintritt eine passende Lösung gesucht, bei denen sie gefördert, aber nicht überfordert werden», erklärt Direktorin Mader. Beim Aufnahmeverfahren komme wiederum die interprofessionelle Zusammenarbeit stark zum Tragen. Entscheidet sich jemand für eine Wohnform im Schlossgarten Riggisberg, wird er oder sie nach einer Besichtigung und einem Kennenlernen für einen Probemonat aufgenommen. Das erweiterte Team legt dann eine individuell angepasste Wohn- und Arbeitslösung fest. «Das bedarf viel an interprofessioneller Kooperation», erklärt Mader, und das wiederum gelinge nur durch gegenseitige Wertschätzung und Anerkennung der Professionalität des Gegenübers. Auch wenn dieses Gegenüber einer anderen Berufsgruppe angehört.

Reibungspunkte? – Ja klar!

Für Regula Mader ist es selbstverständlich, dass es bei so vielen Mitarbeitenden mit verschiedenen beruflichen Hintergründen Reibungspunkte gibt. «Reibungspunkte gibt es aber nicht unbedingt aufgrund verschiedener Professionen», meint Martina Kohler Lang dazu. Sie ist Pflegefachfrau und im Schlossgarten Riggisberg als Teamcoach einer Wohngruppe für Menschen mit besonders herausforderndem Verhalten angestellt. Ein Bewohnender, sagt sie, könne sich jedoch während der Arbeit ganz anders verhalten als in der Wohngemeinschaft.
Sozialpädagoge Bruno Gerber seinerseits schätzt, dass im Hinblick auf die Tagesstruktur kein «Druck von oben» komme. «Das wirkt sich sehr positiv auf die interprofessionelle Zusammenarbeit aus», sagt er. Falls dann verschiedene Auffassungen bezüglich Förderung oder Wünschen eines Klienten oder einer Klientin bestünden, habe man hier die Freiheit, das Setting fortlaufend anzupassen. Die Direktorin findet solche Prozesse wichtig. «Der spürbare Austausch in der Umgebung gibt den Bewohnenden Sicherheit und Stabilität», sagt sie, «so wird die Entwicklung der Selbstwirksamkeit am effektivsten unterstützt.»

Druck von oben gibt es nicht, die Mitarbeitenden können das Setting laufend anpassen.

Verschiedene Settings, die unterschiedliche personelle Zusammensetzungen und andere Anforderungen mit sich bringen, können bei Bewohnenden auch unterschiedliche Reaktionen auslösen. Umso wichtiger ist es für die Mitarbeitenden, sich auch über die institutionalisierten Austauschgefässe hinweg auszutauschen.
Eine zusätzliche Herausforderung für alle Abteilungen ist dann jeweils die Einführung von Neuerungen. Kamila Da Silva Oliveira, Fachperson Gesundheit auf einer Wohngruppe, hat damit einschlägige Erfahrungen gemacht: «Seit kurzer Zeit haben wir auf der Wohngruppe die Möglichkeit, ein Nottelefon zu nutzen», erzählt sie. Das habe sie nach dessen Start genutzt. Ihr Anliegen sei aber von der Pflegefachfrau am anderen

Riggisberg BE: Der einstige Sitz vornehmer Herrschaften ist Herzstück einer Institution für Menschen mit psychischen oder geistigen
Im Interesse der Bewohnerinnen und Bewohner pflegen die Mitarbeitenden der verschiedenen Berufsgruppen einen regelmässigen

Joana Habermacher, 26: Mitarbeiterin Kita Langmatt in Rotkreuz ZG

«Auch in einer Kindertagesstätte braucht es Sozialpädagoginnen oder Sozialpädagogen»

Ihr Interesse für die Arbeit mit Kindern entdeckte Joana Habermacher, als sie sich nach dem dritten Jahr Langzeitgymnasium dazu entschied, in eine berufliche Grundbildung einzusteigen. Im Rahmen eines Sozialjahres arbeitete sie zuerst in einer Familie und absolvierte dann ein Praktikum in der Kita Langmatt in Rotkreuz ZG, wo sie auch heute wieder zum Team gehört. Nach den verschiedenen Praktika folgte die Lehre zur Fachfrau Betreuung. Bald nach dem Lehrabschluss fasste sie die Ausbildung Sozialpädagogin ins Auge. In der Kita Langmatt wurde dazu erstmals ein entsprechender Ausbildungsplatz geschaffen. «Auch in einer Kita haben Sozialpädagogen und Sozialpädagoginnen eine wichtige Funktion», sagt sie voller Überzeugung. Neben der Kita-Leiterin ist Joana Habermacher in der «Langmatt» mit 24 Betreuungsplätzen und den 14 Mitarbeitenden die zweite Sozialpädagogin. Zurzeit noch in Ausbildung an der Höheren Fachschule Luzern, winkt ihr Ende September das Diplom. «Kindertagesstätten übernehmen immer mehr Aufgaben in der Frühförderung», betont die 26-Jährige. Die Kita könne etwa Kinder aus Familien mit Migrationshintergrund im Hinblick auf einen möglichst guten Schulstart unterstützen. Ein grosses Anliegen ist der jungen Frau auch, zur schulischen Integration von Kindern mit einer Beeinträchtigung beizutragen. «Um solche Aufgaben übernehmen zu können, braucht es Fachwissen, systemisches Denken und Handeln, Methoden-, Selbst- und Sozialkompetenzen, die ich mir in der Weiterbildung zur Sozialpädagogin aneignen durfte.» Aufgrund ihrer Weiterbildung versteht sie sich als Unterstützung für das Kita-Team. Sie schätzt den breiten Mix an Erfahrungen der Mitarbeitenden: Frauen und Männer mit Lebenserfahrung, Lernende und Fachpersonen für Betreuung. «Wir können alle voneinander lernen und profitieren.»

Ende der Leitung nicht als Notfall aufgefasst worden, was wiederum für sie sehr schwierig gewesen sei. Da Silva Oliveira ist aber überzeugt, dass die Ursache dafür nicht an der unterschiedlichen Ausbildung liegt. «Bei Neuerungen gibt es oft Probleme, wie etwas effektiv genutzt werden soll», sagt die junge Frau, «das ist keine Frage der verschiedenen Ausbildungsgrade, sondern ein Definitionsproblem.» In diesem Fall musste geklärt werden, was als Notfall gilt, bei dem andere Leute hinzugeholt werden müssen, und was in den eigenen Kompetenzbereich fällt.

«Die Umsetzung von Neuerungen braucht Geduld, bis alle auf demselben Stand sind.»

Infos kommen nicht bei allen gleichermassen an

Werden solche Unklarheiten erkannt, kann man sie in verschiedenen Sitzungsgefässen angehen. In diesem Fall wurde das Anliegen von Da Silva Oliveira in einem bestehenden Sitzungsgefäss besprochen. «Die Umsetzung von Neuerungen braucht Zeit und Geduld, bis alle Beteiligten wieder auf demselben Stand sind», sagt auch Direktorin Mader: Der Informationsfluss komme nicht immer ungehindert bei allen 350 Mitarbeitenden gleichermassen an.

Sie informiert mit einem monatlichen Newsletter über die wichtigsten Angelegenheiten. Im Alltag gehe allerdings immer wieder das eine oder andere unter, und es sei nicht so einfach, das Gesamtbild einer so grossen Institution im Auge zu behalten. «Jede Wohngruppe konzentriert sich stark auf die eigene Organisation», sagt sie. Da versickere ein offizieller Gesamttermin hin und wieder in einer Wohngruppen-Agenda.

Im Nähatelier begegnet ihr eine Bewohnerin. «Sie haben das ganz toll gemacht an der Modeschau!», lobt Mader sie. Die Modeschau, welche am Vortag die Institution auf Trab gehalten und viele Besuchende zum Schlossgarten Riggisberg gelockt habe, sei ein Erfolg gewesen. Öffentliche Anlässe werden hier oft durchgeführt. «Einerseits ist dies neben den öffentlich zugänglichen Angeboten bei uns eine Möglichkeit zum Austausch mit der Bevölkerung, andererseits aber auch eine Möglichkeit, als Gesamtteam zu funktionieren», erklärt Regula Mader. Die >>

Behinderungen. Sie wohnen und arbeiten hier, zudem besteht die Möglichkeit zu vielen Freizeitaktivitäten. Austausch, formell an Sitzungen, aber auch in informellen Gesprächen. Fotos: Schlossgarten Riggisberg

Kultur der Zusammengehörigkeit werde hier über alle Berufsgruppen hinweg gelebt und gefördert.
Dass der Zusammengehörigkeit ein grosser Stellenwert eingeräumt wird, ist für den Sozialpädagogen Gerber, die Gärtnerin und Sozialpädagogin Inniger, die Pflegefachfrau und Teamcoach Kohler Lang und die Fachperson Gesundheit Da Silva Oliveira deutlich spürbar. «Wir schätzen dieses unkomplizierte Miteinander», sagt Gerber. «Gerne werden auch Begegnungsmöglichkeiten wie gemeinsame Pausenräume genutzt.» So wisse man, wer wofür gefragt werden könne.

Teamcoach hilft bei Konflikten

Entstehen in der Zusammenarbeit Konflikte, kann auch Teamcoach Martina Kohler Lang beigezogen werden. «Wir haben hier keine vorgegebenen Grenzen, falls nötig, kann ich auch an anderen Orten als meiner Wohngruppe einspringen», so die Pflegefachfrau. Nebst konkreter Unterstützung in Form geleiteter Mediation und Supervision wird immer an der gemeinsamen Haltung gearbeitet. «Für unsere interprofessionelle Arbeit ist es unumgänglich, eine gemeinsame Haltung anzustreben und diese auch immer wieder zu diskutieren und zu reflektieren», so die Direktorin. Gedanken können nicht immer mit allen gemeinsam ausgetauscht werden, deshalb wurde vor vier Jahren zudem ein Führungsleitbild erarbeitet. «Eine Führungsposition bringt immer auch eine Vorbildfunktion mit sich», erklärt Mader. «Wir zählen darauf, dass die daraus hervorgehende Grundhaltung an die Mitarbeitenden weitergegeben wird.»

Internes Wissen immer weiter ausbauen

Ausserdem strebt sie mit Hilfe von rund 50 Weiterbildungen und Workshops im Jahr an, dass alle ungefähr auf demselben Wissensstand sind. «Alle Berufsgruppen lernen dieselben Inhalte, so wird ein gemeinsames Hintergrundwissen angestrebt», so Mader. In Weiterbildungen würden Mitarbeitende ausserdem so befähigt, dass sie wiederum ihre Berufskollegen und -kolleginnen in bestimmten Themen schulen können. Auf diese Weise wird das interne Wissen stets ausgebaut. «Damit haben wir auch in der interprofessionellen Zusammenarbeit sehr gute Erfahrungen gemacht», erzählt die Direktorin: «Neben den individuellen Weiterbildungsmöglichkeiten sorgt dieses System immer wieder für neuen Austausch und Begegnungen unter den verschiedenen Berufsgruppen.»
An Begegnungen hat es Regula Mader während ihres Rundgangs durch Werkstätten und Ateliers auf dem Areal der Institution nicht gefehlt. «Bringen Sie Ihr Anliegen doch morgen in den Bewohnendenrat», fordert sie einen weiteren Bewohner nach einem kurzen Gespräch freundlich auf, bevor sie in ihr Büro im Empfangsgebäude zurückkehrt. Raum für Anliegen gibt es im Schlossgarten Riggisberg nicht nur für Mitarbeitende. Der Bewohner nickt, offensichtlich gefällt ihm die Idee. ●

Nationalrätin Ruth Humbel (CVP, Aargau) zu Herausforderungen in der Langzeitpflege

«Genügend Personal auszubilden, gehört in die Zuständigkeit der Kantone»

Als Vizepräsidentin der Gesundheitskommission des Nationalrats hat Ruth Humbel den Gegenvorschlag zur Volksinitiative «Für eine starke Pflege» wesentlich geprägt. Curaviva Schweiz unterstützt den Gegenvorschlag, stellt aber auch Mängel fest. Im Interview reagiert Ruth Humbel auf die Kritik.

Interview: Elisabeth Seifert und Patrick Jecklin*

Um die aktuellen und künftigen Herausforderungen im Bereich der Langzeitpflege zu meistern, braucht es politische Massnahmen auf nationaler und kantonaler Ebene. Im November 2017 hat der Schweizer Berufsverband der Pflegefachfrauen und Pflegefachmänner SBK zu diesem Zweck die Volksinitiative «Für eine starke Pflege» eingereicht. Die Initiantinnen und Initianten wollen Bund und Kantone verpflichten, für eine Pflege von hoher Qualität zu sorgen und zu diesem Zweck insbesondere genügend diplomiertes Fachpersonal auszubilden.
Die Kommission des Nationalrats für soziale Sicherheit und Gesundheit (SGK-NR) hat Anfang Mai 2019 einen indirekten Gegenvorschlag in die Vernehmlassung geschickt. Curaviva Schweiz unterstützt diesen Gegenvorschlag, weist in einer Stellungnahme aber auch auf zwei zentrale Mängel hin (siehe Kasten Seite 34). Die Vizepräsidentin der Kommission, Ruth Humbel (CVP, Aargau), stellt sich im Gespräch mit der Fachzeitschrift dieser Kritik – und erörtert generell die für sie zentralen Handlungsfelder in der Langzeitpflege. Ausserdem skizziert sie mögliche Lösungsansätze.

***Patrick Jecklin** ist Leiter Public Affairs von Curaviva Schweiz

Frau Humbel, welche Herausforderungen sehen Sie mittelfristig in der Langzeitpflege?
Ruth Humbel: Eine Herausforderung besteht darin, dass Menschen, die aufgrund ihres Alters zunehmend auf Unterstützung angewiesen sind, eine ihren Bedürfnissen entsprechende Wohnform finden. Eine weitere Herausforderung ist, dass wir genügend Fachkräfte haben für die Generation der Babyboomer, die in den kommenden Jahren und Jahrzehnten auf Pflege und Betreuung angewiesen sein wird. Zentral ist und bleibt natürlich die Finanzierung der Langzeitpflege.

Zum Fachkräftemangel: Der Berufsverband der Pflegefachpersonen SBK hat hierzu eine Volksinitiative zustande gebracht. Auch die Gesundheitskommission des Nationalrats ist überzeugt, dass etwas getan werden muss. Die Pflegeinitiative des SBK geht der Kommission aber zu weit – inwiefern?
Zu weit gehen uns insbesondere die gewerkschaftlichen Forderungen. Also Anliegen, welche die Arbeitsbedingungen betreffen und gemäss dem Verband der Pflegefachpersonen in einem GAV geregelt oder dem GAV-Standard entsprechen müssen. Diese Art von Anliegen muss in einem anderen Kontext gelöst werden und nicht in einem Gesetz, wie das die Volksinitiative will. Einverstanden sind wir hingegen mit der Schaffung gesetzlicher Grundlagen, um die Aus- und Weiterbildung der Pflegefachpersonen zu verbessern. Und zudem befürworten wir mit einer Änderung im Krankenversicherungsgesetz, dass die Positionierung der Pflegefachpersonen verbessert wird. Auch dabei handelt es sich um ein zentrales Anliegen der Volksinitiative.

Gute Arbeitsbedingungen spielen eine zentrale Rolle, damit die Branche Fachkräfte gewinnt und auch halten kann…
Das ist natürlich so. Solche Fragen müssen aber die Sozialpartner untereinander aushandeln. In der Pflicht sehe ich hier zudem >>

Curaviva Schweiz moniert Mängel bei der Finanzierung

Curaviva Schweiz begrüsst den indirekten Gegenvorschlag der nationalrätlichen Kommission für soziale Sicherheit und Gesundheit zur Volksinitiative «Für eine starke Pflege». Die Vorlage berücksichtigt zentrale Voraussetzungen zur Stärkung der Pflege, weist aber auch zwei wesentliche Mängel auf:

1. Zwar will die Vorlage die Kantone verpflichten, den Betrieben Beiträge für deren Leistungen in der praktischen Ausbildung zu gewähren. Nicht nachvollziehbar ist jedoch, dass damit nur mindestens die Hälfte der durchschnittlichen ungedeckten Ausbildungskosten abgegolten werden sollen. Damit müssten die Kosten für Leistungen im Bereich der praktischen Ausbildung bis zur Hälfte durch die Betriebe selber getragen werden.
2. Ein weiterer Mangel ist, dass die Vorlage es dabei belässt, die Leistungen des Pflegebedarfs von Personen mit komplexen Erkrankungen und Personen am Lebensende lediglich zu bezeichnen. Dies genügt nicht, um dem Pflegepersonal die benötigte Zeit zu gewähren und die Situation der Betroffenen zu verbessern; vielmehr muss auch die angemessene Vergütung dieser Leistungen explizit in die Vorlage aufgenommen werden. *CURAVIVA Schweiz*

die stationären und ambulanten Leistungserbringer, also Pflegeheime und Spitex-Organisationen. Mitarbeitenden gute Arbeitsbedingungen anzubieten, ist ein Wettbewerbsvorteil. Es gibt eine Reihe von Massnahmen, die Arbeitgeber selber realisieren können, um die Arbeitszufriedenheit des Personals zu erhöhen und damit auch die Fluktuation zu verringern. Ein wichtiges Thema ist sicher die Vereinbarkeit von Familie und Erwerbsarbeit. Ich kenne Pflegeeinrichtungen, die aus solchen Gründen zum Beispiel eine Kita eingerichtet haben.

Der von Ihrer Kommission ausgearbeitete indirekte Gegenvorschlag zur Volksinitiative, den auch Curaviva Schweiz mit einigen Korrekturen unterstützt, nimmt zentrale Anliegen der Initiative auf. Dazu gehört die finanzielle Unterstützung der Aus- und Weiterbildung im Bereich Pflege: Welchen Effekt erhoffen Sie sich davon?

Mit der Aus- und Weiterbildungsförderung durch den Bund schaffen wir eine Voraussetzung dafür, um den Fachkräftemangel zu entschärfen. Damit ein Effekt eintreten kann, braucht es aber zwingend auch Massnahmen auf anderen Ebenen. Ganz wichtig sind hier auch die Kantone. Die Ausbildung und das Gesundheitswesen sind ja Sache der Kantone. Der indirekte Gegenvorschlag macht den Kantonen deshalb zu Recht einen gewissen Druck. So sollen etwa die Kantone einen Teil der zurzeit nicht gedeckten Aus- und Weiterbildungskosten übernehmen, die bei den Leistungserbringern entstehen. Der Bund beteiligt

sich dann an diesen Kosten. Neben den Kantonen sind aber auch die Leistungserbringer selbst gefragt, die Spitex und die Heime. Sie brauchen ja das Personal und können nicht einfach darauf vertrauen, dass andere es für sie ausbilden. Auch hier braucht es aus meiner Sicht einen gewissen Druck. Das ist aber nicht Bestandteil des indirekten Gegenvorschlags. Im Aargau zum Beispiel sind alle Einrichtungen, die auf der Spital- und Pflegeheimliste stehen, verpflichtet, eine bestimmte Zahl von Ausbildungsplätzen anzubieten. Und wer nicht ausbilden kann, der zahlt etwas. In der Vergangenheit war es zu einfach, ausgebildete Leute aus dem Ausland zu importieren. Diese Westwanderung habe ich aus ethischen Gründen immer kritisiert. Es kann ja nicht sein, dass die ärmeren Länder für die reicheren Länder Fachkräfte ausbilden, die dann in ihren eigenen Ländern fehlen.

Ruth Humbel: «Pflegefachpersonen sollen generell mehr mitbestimmen können.»

Sie haben es erwähnt: Die Kantone sollen einen Teil der zurzeit nicht gedeckten Aus- und Weiterbildungskosten übernehmen, die bei den Leistungserbringern anfallen. Der Gegenvorschlag spricht von 50 Prozent. Für Curaviva Schweiz ist nicht nachvollziehbar, weshalb die Kantone gemeinsam mit dem Bund nicht sämtliche ungedeckten Kosten übernehmen. Was meinen Sie?
Das Gesetz spricht von «mindestens 50 Prozent» und es wird auf die interkantonalen Empfehlungen der Kantone verwiesen. Die Fachpersonen, die in einem Betrieb aus- und weitergebildet werden, leisten auch produktive Arbeit, sie sind nicht einfach nur eine Last für die Heime. Mit der Regel im Gesetzesentwurf, dass die Kantone einen Teil der ungedeckten Kosten übernehmen und der Bund sich dann daran beteiligt, will man in erster Linie erreichen, wie ich bereits erwähnt habe, dass die Kantone ihren Beitrag leisten und die Finanzierung nicht einfach auf den Bund abschieben. Genügend Personal auszubilden, gehört in den Zuständigkeitsbereich der Kantone.

Der Gegenvorschlag sieht vor, dass sich der Bund während acht Jahren mit einem Beitrag von total knapp 500 Millionen Franken an der Förderung der Ausbildung beteiligt – was ist, wenn dieser Kredit im Rahmen der jährlichen Budgetdebatte gekürzt wird?
Dieser Kredit ist vergleichbar mit anderen Bildungskrediten, bei denen tatsächlich immer wieder Kürzungsmassnahmen diskutiert werden. Es bestehen unterschiedliche Interessen bei Finanz- und Gesundheitspolitikern. Und es gibt auch immer Kräfte, die finden, die Ausbildung sei Sache der Kantone und gehe den Bund nichts an. Gerade im Bereich Pflege hat eine klare Mehrheit aber die Notwendigkeit erkannt, dass es diesen Kredit braucht. Ich bin deshalb sehr zuversichtlich, dass er nicht gekürzt wird, und werde mich auch persönlich dafür einsetzen. Bei der momentanen Finanzlage des Bundes sehe ich ohnedies kein Problem. Man weiss aber natürlich nie, was die Zukunft bringt.

Nach acht Jahren läuft der Kredit aus. Was ist, wenn dann noch immer nicht genügend Pflegefachpersonen ausgebildet werden?
Dann braucht es einen neuen Beschluss, wie das auch bei der Anstossfinanzierung des Bundes zur Förderung der familienexternen Kinderbetreuung der Fall war. Dieser Beschluss wurde sogar dreimal verlängert. So wie bei der familienexternen Kinderbetreuung hat der Bund jetzt bei der Aus- und Weiterbildung für Pflegefachpersonen Handlungsbedarf erkannt und leistet einen zusätzlichen Effort. Irgendwann sollte aber ja dann der Courant normal eintreten, wodurch eine solche Zusatzfinanzierung nicht mehr nötig ist. Wenn die geburtenschwächeren Jahrgänge ins Alter kommen, wird der Bedarf ohnedies wieder zurückgehen.

Der Gegenentwurf sieht vor, dass die Abschlüsse an Fachhochschulen erhöht werden sollen. Müssten nicht auch Ausbildungsplätze an Höheren Fachschulen mitfinanziert werden?
Die Höheren Fachschulen und die Fachhochschulen sind nach dem Gesundheitsberufe-Gesetz gleichgestellt. Die Höheren Fachschulen werden genau gleich mitfinanziert.

Neben der Stärkung der Aus- und Weiterbildung sollen künftig im KVG Leistungen definiert werden, die durch Pflegepersonen in eigener Verantwortung angeordnet werden können. Welchen Effekt erhoffen Sie sich davon?
Die Ausbildungen für Pflegefachpersonen im Tertiärbereich sind immer anspruchsvoller geworden. Ein solcher Zuwachs an Kompetenzen muss sich in den Leistungen abbilden, welche die Fachpersonen in eigener Verantwortung erbringen können. Andernfalls führt das zu Frustrationen und kann dazu führen, dass man sich vom Beruf abwendet. Es kann sehr ärgerlich und belastend sein, Bedarfsabklärungen immer dem Arzt oder der Ärztin zur Rückbestätigung vorlegen zu müssen, zumal Pflegende gerade in diesem Bereich über mehr Know-how verfügen. Mit der Anpassung im KVG steigt die Wertschätzung für das Können der Pflegefachpersonen und es wird damit auch der Boden geschaffen, um die oft sehr starren Hierarchien aufzubrechen. Pflegefachpersonen sollten aus meiner Sicht generell mehr mitbestimmen können. Pflegende haben oft einen ganzheitlichen Blick auf den Menschen und gelangen so zu anderen Beurteilungen.

Es gibt eine Minderheit in der Kommission, die eine Mengenausweitung befürchtet, wenn Pflegefachpersonen eine Reihe von Leistungen künftig selbst verordnen können. Wie sehen Sie das?
Ich würde das nicht dramatisieren, aber ganz wegdiskutieren kann man das auch nicht. Mit jeder Leistungserbringergruppe, >>

die zusätzlich ins KVG aufgenommen wird, besteht die Möglichkeit oder eben das Risiko, dass es zu einer Mengenausweitung kommt. Bei der Pflege haben aber nur qualifizierte Fachpersonen eine Anordnungskompetenz, und zudem ist diese auf bestimmte Leistungen eingeschränkt. Und: Die Krankenversicherer haben eine Kontrollfunktion. Sie überwachen genau, ob die angeordneten Leistungen der Bedarfsabklärung entsprechen. Und wenn in einem Kanton die Kosten im Vergleich zu anderen Kantonen überproportional anwachsen, dann können die Kantone intervenieren. Es braucht ein Monitoring. Wir erhoffen uns einen Effizienz- und Kostengewinn, weil viele vom Arzt erbrachten administrative Leistungen wegfallen.

«Dadurch, dass die Leistungen benannt werden, ist bereits impliziert, dass sie vergütet werden.»

Bei der Bezeichnung der Leistungen soll zwar künftig auch der Pflegebedarf von Personen mit komplexen Erkrankungen und Personen am Lebensende berücksichtigt werden. Allerdings verzichtete die Kommission darauf, die angemessene Vergütung dieser Leistungen im KVG explizit zu erwähnen. Wäre nicht genau dies zentral für eine Entlastung des Pflegepersonals?

Diese Frage kann ich kurz und bündig beantworten; Dadurch, dass die Leistungen benannt werden, ist bereits impliziert, dass sie vergütet werden. Sonst müsste auch bei allen anderen Leistungserbringern wie Ärzten, Physiotherapeuten, Apothekern und anderen erwähnt werden, dass ihre Leistungen angemessen vergütet werden sollen.

Die Behebung des Fachkräftemangels ist angesichts der demografischen Situation nötig. Doch das reicht natürlich noch nicht, um den anstehenden Herausforderungen in der Langzeitpflege zu begegnen. Wo setzen Sie Schwerpunkte?

Den Heimen und der Spitex macht die Unsicherheit bezüglich der Finanzierung der Produkte auf der Mittel- und Gegenständeliste zu schaffen. In der Gesundheitskommission des Nationalrats habe ich eine Motion initiiert, die die Krankenkassen verpflichtet, diese Kosten zu übernehmen. Nach dem Nationalrat hat jetzt in der Sommersession auch der Ständerat diesem Vorstoss zugestimmt. Zwingend nötig ist weiter eine Anpassung der Pflegefinanzierung: Auf der Grundlage einer klaren Definition der Restkosten müssen verpflichtende Bestimmungen für alle Finanzierer festgelegt werden. Die Lohnkostenentwicklung muss von den Versicherern und der öffentlichen Hand gleichermassen getragen werden. Dies ist auch im Hinblick auf die einheitliche Finanzierung von ambulanten und stationären Leistungen nötig. Dabei geht es zunächst um die Akutmedizin. Später muss geprüft werden, wie die Lang-

In komplexen Pflegesituationen brauchen Fachpersonen oft mehr Zeit. Zeit, die auch vergütet werden muss. Foto: Adobe

zeitpflege in diese einheitliche Finanzierung integriert werden kann. Dazu sind aber erst die Grundlagen zu erarbeiten.

Eine einheitliche Finanzierung der Langzeitpflege ist unbedingt nötig, um die integrierte Versorgung zu ermöglichen?
Sicher. Ich war nie eine Verfechterin der Position «ambulant vor stationär», es muss in Richtung «ambulant und stationär» gehen. Wenn jemand im Alter alleine wohnt, besteht das Risiko der Vereinsamung, was zu psychischen Erkrankungen führen kann. In solchen Fällen ist es besser, wenn jemand in einer Pflegeeinrichtung lebt oder im Betreuten Wohnen. Vor allem dort, wo die Kantone die Restkostenfinanzierung an die Gemeinden delegiert haben, haben diese unter den heutigen Bedingungen aber oft kein Interesse daran, betreute Wohnformen zu ermöglichen.

Das müssen Sie näher erläutern…
Der Heimeintritt bedeutet juristisch keinen Wohnortwechsel. Für die Finanzierung der Restkosten ist damit die Herkunftsgemeinde zuständig. Im Betreuten Wohnen ist das anders. Wenn jemand in eine solche Siedlung in einer anderen Gemeinde zieht, entspricht das einem ganz normalen Wohnortswechsel. Wenn die Bewohner dann zunehmend auf Pflege angewiesen sind, muss die neue Gemeinde die Pflegerestkosten tragen. Viele Gemeinden haben deshalb Angst, dass zusätzliche Restkosten auf sie zukommen, wenn sie Betreutes Wohnen anbieten.

Betreutes Wohnen wird zusätzlich dadurch erschwert, dass die Ergänzungsleistungen nicht auf das Betreute Wohnen ausgerichtet sind…
Der Nationalrat hat im März einer Motion der Kommission zugestimmt, die Ergänzungsleistungen für das Betreute Wohnen verlangt. Die Kommission des Ständerats hat die Debatte auf den Herbst verschoben. Es wird befürchtet, dass die EL-Kosten zusätzlich ansteigen. Die Motion verlangt, dass Betreutes Wohnen im Gesetz definiert wird. Grundsätzlich darf aber nicht die Finanzierungsfrage für die Wahl einer Wohnform entscheidend sein, sondern die Bedürfnisse der Menschen. Mit der Möglichkeit des Betreuten Wohnens können Heimeintritte – und damit höhere Kosten – verhindert werden.

Es braucht ein Finanzierungssystem, das die Grundlagen für eine echte Flexibilisierung im Bereich der Dienstleistungen schafft, ohne dass es zu Fehlanreizen kommt. Eine schwierige Aufgabe ganz offenbar…
Wichtig ist, dass die Anreize so gesetzt werden, dass den Bedürfnissen der älteren Menschen entsprochen werden kann, ohne dass das System überstrapaziert wird. Mit der Art der Finanzierung dürfen wir etwa nicht Anreize dafür schaffen, dass man sich nur deshalb für eine Wohnform entscheidet, weil sonst die Finanzierung nicht gesichert ist. Das trifft heute etwa dann zu, wenn jemand mit einem relativ tiefen Unterstützungsbedarf ins Heim statt in eine betreute Wohnform geht, weil er als EL-Empfänger dort finanziell völlig abgesichert ist.

Viele ältere Menschen wünschen sich, möglichst bis ans Ende des Lebens im vertrauten Wohnumfeld bleiben können. Curaviva Schweiz hat mit Spitex Schweiz, Pro Senectute und Senesuisse ein mehrstufiges Modell des Betreuten Wohnens entwickelt, welches das ermöglichen soll. Was denken Sie?
Ich bin auch der Meinung, dass jemand möglichst lang in einem Wohnumfeld bleiben können soll, wo es ihm oder ihr wohl ist. Ansprüche sind aber immer auch mit Kosten verbunden, die man gegenüber der Gesellschaft rechtfertigen muss. Wenn immer gesagt wird, ambulante Betreuung sei günstiger, dann stimmt das eben nicht mehr, wenn jemand rund um die Uhr auf fremde Hilfe angewiesen ist. Zudem kann eine solch umfassende Pflege und Betreuung zu einer Überforderung der unterstützenden Angehörigen führen. Es braucht Ideen, damit eine solche Betreuung organisatorisch möglich und finanzierbar ist. Die enge Anbindung an eine Pflegeeinrichtung ist eine Möglichkeit.

Im Wohn- und Pflegemodell (WOPM) 2030 von Curaviva Schweiz spielt nicht zuletzt aus finanziellen Gründen der Einsatz von nicht-professionellen Helferinnen und Helfern eine entscheidende Rolle. Ist das für Sie ein möglicher Weg?
Unterstützung von der Familie oder der Nachbarschaft ist entscheidend, ob eine pflegebedürftige Person möglichst lange in seinem angestammten Wohnumfeld bleiben kann. Der Aufbau eines Helfersystems, dem Nachbarn, Angehörige und Freiwillige angehören, scheitert heute zum einen an unseren immer noch viel zu stark auf bestimmte Angebote ausgerichteten Anreizsystemen. Viele Pflegeeinrichtungen setzen deshalb alles daran, ihre Plätze zu belegen. Und zum anderen müssen auch die Profis offener werden gegenüber dem Einbezug von nicht oder nicht ganz so «professionellen» Helferinnen und Helfern. Mit einiger Irritation stelle ich immer wieder fest, wie schwer es hochmotivierte Wiedereinsteigerinnen haben, in der Pflege eine Stelle zu finden. ●

Curaviva Schweiz setzt beim Thema «Alter und Behinderung» einen Schwerpunkt

In vertrauter Umgebung alt werden

Analysen der Kantone zeigen, dass es laufend mehr ältere Menschen mit einer Behinderung gibt. Curaviva Schweiz unterstützt mit gezielter Facharbeit die Akteure und Dienstleister in der Entwicklung angepasster Angebote.

Christoph Landtwing*

Menschen mit lebenslangen Behinderungen erreichen zunehmend ein höheres Lebensalter, auch wenn deren Lebenserwartung je nach Art und Ausprägung der Behinderung im Vergleich zur Gesamtbevölkerung weiterhin tiefer liegt. Diese Entwicklung ist den qualitativen Verbesserungen bei den Betreuungs- und Wohnverhältnissen, beim Lebensstil (zum Beispiel bei der Ernährung und Bewegung) sowie der gesundheitlichen Versorgung zuzuschreiben. Jedenfalls bestätigen die Kantone in ihren Bedarfsanalysen eine kontinuierliche Zunahme älterer Menschen mit einer geistigen oder psychischen Beeinträchtigung und prognostizieren für die nahe Zukunft gar einen erheblichen Platzbedarf in den sozialmedizinischen Einrichtungen.

Ältere Menschen mit Behinderung sollen ihre Wohnumgebung selbst bestimmen können.

Die «richtige» Wohn- und Lebensform gibt es nicht

Mit der Tatsache, dass immer mehr ältere Menschen in den Institutionen leben, sind die Einrichtungen gefordert, für und mit ihnen eine angepasste Lebensgestaltung zu finden. Dabei steigen die gesundheitlichen Aufgaben mit der Pflegebedürftigkeit, und die Betreuung und Begleitung nimmt infolge Fragilität, demenzieller Erkrankungen und Palliative Care zu, wie eine Mitgliederumfrage im Jahr 2017 von Curaviva Schweiz bestätigte. Während einige Wohninstitutionen des Behindertenbereichs weiterhin primär ein agogisches Konzept mit einem kleinen Anteil an Pflege umsetzen und daher bei einem andauernden oder erhöhten Betreuungs- und Pflegebedarf einen Übertritt in eine Pflegeeinrichtung vorsehen, haben andere Wohnanbieter bereits fliessende Übergänge entwickelt und die Pflege in ihren Betrieb integriert. Zudem fallen mit zunehmenden Alter die familiären und ambulanten Unterstützungssysteme weg. Das führt dazu, dass viele ältere Menschen mit einer Behinderung, die bis anhin alleine oder mit ihren Eltern lebten, auf einen Wohnplatz mit Dienstleistungen angewiesen sind. Die «richtige» Wohn- und Lebensform im Alter gibt es nicht. Ausschlaggebend sind die eigenen Vorstellungen bezüglich Lebensqualität und Lebensgestaltung sowie der Bedarf an Betreuung, Begleitung, Pflege und Unterstützung. Neben veränderten körperlich-pflegerischen Bedürfnissen, dem Verlust vertrauter Personen und haltgebender Strukturen (etwa durch Pensionierung), die bewältigt werden müssen, bietet das Älterwerden auch Chancen durch neue Gestaltungs- und Freiräume, die es selbstbestimmt mit der nötigen Unterstützung zu nutzen gilt. Konsens besteht weitgehend darin, dass die vertraute Wohnumgebung mit ihren personellen und räumlichen Strukturen eine wichtige Ressource darstellt und die Lebensqualität im Alter positiv beeinflusst. Dabei sollte die Wahl- und Entscheidungsfreiheit bezüglich Aufenthaltsort selbstverständlich sein. Genauso wie der Zugang zu gemeindenahen Unterstützungsdiensten oder zum Freundes- und Bekanntenkreis.

Eine Info-Plattform wird Fachwissen vermitteln und Hilfe bieten für die Umsetzung.

Aufbau eines Netzwerks von Expertinnen

Curaviva Schweiz setzt beim Thema «Alter und Behinderung» einen Schwerpunkt und unterstützt mit gezielter Facharbeit die verschiedenen Dienstleister und Akteure bei der bedarfsgerechten Betreuung, Begleitung und Pflege älterer Menschen mit einer lebensbegleitenden Behinderung. Mit Hilfe einer Situationsanalyse wurde der konkrete Handlungsbedarf definiert sowie ein Netzwerk von Expertinnen und Experten unterschiedlichster Disziplinen zum Themenkomplex Alter aufgebaut.

In Arbeit ist zudem eine Informationsplattform, die nebst Fachwissen auch Umsetzungsinstrumente beinhaltet. Diese Plattform wird nicht nur Fachpersonen aus dem Sozial- und Gesundheitsbereich zur Verfügung stehen, sondern auch An- und Zugehörige sowie alle interessierten Kreise werden Zugang dazu haben. Zudem führt der Fachbereich Menschen mit Behinderung von Curaviva Schweiz am 24. Oktober in Olten eine Impulstagung zum Thema «Alter und Behinderung» durch. An dieser Tagung werden sowohl wissenschaftliche und fachliche Ansätze präsentiert als auch konkrete Erfahrungen aus dem institutionellen Kontext aufgezeigt. ●

*__Christoph Landtwing__ ist Fachmitarbeiter und Projektleiter im Fachbereich Menschen mit Behinderung von Curaviva Schweiz.

Die Bedürfnisse von Kindern psychisch erkrankter Eltern werden oft vernachlässigt

«Fachpersonen müssen nachfragen, wie es den Kindern geht»

Kinder und Jugendliche sind heute einer Reihe von Belastungen ausgesetzt. Haben sie dann noch einen psychisch kranken Elternteil, steigt das Risiko, psychisch zu erkranken. Die Stiftung Kinderseele Schweiz und ihr ärztlicher Leiter Kurt Albermann* nehmen sich ihrer Bedürfnisse an.

Interview: Elisabeth Seifert

Wie steht es um die Kinderseele in der Schweiz?

Kurt Albermann: Insgesamt geht es Kindern heute gut. Die Gesellschaft, die Familien und die Institutionen machen sich im Allgemeinen mehr Gedanken darüber, welche Bedürfnisse Kinder und Jugendliche haben und wie sie in ihrer Entwicklung unterstützt werden können. Das hat auch mit der guten wirtschaftlichen Lage in der Schweiz zu tun. Es gibt aber Kinder und Familien, die nicht davon profitieren. Ein Grund dafür sind individuelle wirtschaftliche Probleme, die belastend sein können. Hinzu kommt, dass Kinder besonders in bestimmten Phasen ihrer Entwicklung auf stabilisierende, tragende Beziehungen angewiesen sind. Wenn sie diese Erfahrungen nicht machen können, kann das lebenslange negative Folgen haben.

«Die Gruppe der Kinder mit psychisch erkrankten Eltern erlebt die grössten Belastungen.»

*__Kurt Albermann,__ Dr. med., 55, ist Chefarzt des Sozialpädiatrischen Zentrums und stv. Direktor des Departements Kinder- und Jugendmedizin am Kantonsspital Winterthur. Zudem ist er ärztlicher Leiter der Stiftung Kinderseele Schweiz. Kurt Albermann ist Herausgeber des Buchs «Wenn Kinder aus der Reihe tanzen», das 2016 im Beobachter-Verlag erschienen ist.

Unsere Wohlstandsgesellschaft leidet unter akutem Zeitmangel: Werden nicht gerade damit solch tragende Beziehungen oft verhindert?

Es gibt heute viele Familien, bei denen beide Elternteile arbeiten. Und es gibt auch viele alleinerziehende Mütter oder Väter, die neben der Alltagsbewältigung oft nur noch wenige Ressourcen zur Verfügung haben, um sich um die Kinder zu kümmern. Bei der Unterstützung der Kinderbetreuung und auch der Ermöglichung von Elternzeit sehe ich in der Schweiz Nachholbedarf. In der Gesellschaft und der Politik braucht es eine höhere Sensibilität dafür, dass die Kinder- und Jugendzeit eine für das weitere Leben sehr bestimmende Phase ist.

Sind Kinder heute nicht oft auch einem sehr hohen Erwartungsdruck ausgesetzt?

Das sind typische moderne Herausforderungen, die alle betreffen: Gerade auch für Kinder wird der Spielraum geringer, sich zu entspannen oder sich im eigenen Tempo weiterzuentwickeln. Wir stellen heute sehr grosse Anforderungen an uns selbst und an die Kinder. Wir fördern die Kinder von klein auf. Viele Kinder haben keine Probleme damit, diesen Ansprüchen zu genügen, es gibt aber auch Kinder, die sich unter Druck gesetzt fühlen. Die Möglichkeit der Kommunikation über soziale Netzwerke kann zudem dazu führen, dass sich Kinder untereinander einem grossen Stress aussetzen. Studien zeigen etwa, dass Jugendliche mit einem niedrigen Gesundheitsbewusstsein durch die intensive Nutzung sozialer Medien beispielsweise weniger schlafen. Dies hat verschiedene Gründe, unter anderem hängt dieses Verhalten mit dem Belohnungssystem unseres Gehirns zusammen. Nachrichten lösen eine Erwartungshaltung aus und werden durch eine Antwort belohnt. Und man hat Angst, irgendetwas zu verpassen und dann nicht mehr mitreden zu können.

Welche Art psychischer Störungen bei Kindern und Jugendlichen stellen Sie heute vor allem fest?
Mit zu den häufigsten Störungen gehören Angststörungen. Sie treten bei ungefähr 10 Prozent der Kinder und Jugendlichen auf. An zweiter Stelle stehen Störungen des Sozialverhaltens mit etwa 7 Prozent. Von Depressionen und Aufmerksamkeitsdefizit- respektive Hyperaktivitätsstörungen, also ADHS, sind je nach Altersgruppe 4 bis 8 Prozent betroffen. Hinzu kommen verschiedenste andere Diagnosen. Wichtig ist mir die Feststellung, dass viele dieser Störungen nicht anhaltend bestehen und oftmals auch gut behandelt werden können.

Wir haben bis jetzt vor allem von äusseren Einflussfaktoren gesprochen. Welche Rolle spielen die Gene?
Es wirken die unterschiedlichsten Belastungen auf Kinder und Jugendliche ein. In unserem Verständnis sind wir noch nicht so weit, dass wir sagen könnten, was es dann in Einzelfall genau ist, das eine psychische Störung auslöst. Es gibt einen genetischen Anteil: Wenn zum Beispiel Eltern und Grosseltern schon psychische Störungen hatten, dann steigt das Risiko für das Kind, selbst zu erkranken. Es gibt Untersuchungen bei Schizophrenien: Die Durchschnittshäufigkeit in der Bevölkerung liegt bei einem Prozent. Wenn ein Elternteil eine schizophrene Erkrankung hat, dann liegt die Wahrscheinlichkeit bei 10 Prozent. Haben beide Eltern eine Schizophrenie, steigt das Risiko gar auf 40 Prozent. Eine wichtige Rolle spielen zudem die Bedingungen im Umfeld, dazu gehören zum Beispiel auch die Belastungen durch das Zusammenleben mit einem psychisch kranken Elternteil.

Kurt Albermann: «Selbst bei den fittesten Kindern werden die Belastungen irgendwann zu gross.» Foto: ksw

In Ihrer Arbeit als Chefarzt am Sozialpädiatrischen Zentrum des Kantonsspitals Winterthur und als ärztlicher Leiter von Kinderseele Schweiz widmen Sie sich besonders den Problemen von Kindern psychisch kranker Eltern. Weshalb?
Diese Gruppe ist den meisten Belastungen ausgesetzt. Neben all den Faktoren, die auf die psychische Entwicklung von Kindern und Jugendlichen einwirken, kommen die genetische Veranlagung und die womöglich speziell belastende Situation im Elternhaus dazu. Umso bedenklicher, dass die Bedürfnisse dieser Kinder von Fachpersonen oft vernachlässigt werden. Auch bei mir war das zunächst nicht anders, als ich vor bald 20 Jahren, damals war ich bereits Oberarzt, nach Winterthur kam. Eine Kollegin ermunterte mich, das Thema gemeinsam anzugehen. Fachpersonen, die sich um die Gesundheit von Kindern und Jugendlichen kümmern, fragen in aller Regel nach elterlichen Erkrankungen, aber häufig nicht konkret, wie es den Kindern in diesem Umfeld geht und welchen Belastungen sie effektiv zu Hause oder in der Folge in der Schule ausgesetzt sind. Und Fachpersonen, die im Erwachsenenbereich arbeiten, wissen zwar, wie viele Kinder jemand hat, aber sie wissen häufig nicht, wie die Kinder und die Jugendlichen mit der psychischen Erkrankung ihrer Eltern klarkommen. Nur jede zweite Fachperson im Erwachsenensystem kennt die Befindlichkeit der Kinder, die mit einem psychisch belasteten Elternteil zusammenleben. Das hat vor über zehn Jahren eine Untersuchung der Zürcher Hochschule für angewandte Wissenschaften und des SPZ gezeigt.

«Acht Prozent der Kinder haben mindestens einen psychisch kranken Elternteil.»

Wie gross ist diese Gruppe von Kindern und Jugendlichen, die in einem psychisch belasteten Elternhaus leben?
Die genannte Studie hat ergeben, dass etwa 8 Prozent aller Kinder und Jugendlichen zwischen 0 und 18 Jahren mindestens einen psychisch kranken Elternteil haben. Wenn aktuelle Daten aus Deutschland in die Schweiz übertragen werden, hat sogar jedes fünfte Kind aus den genannten Gründen ein erhöhtes Risiko, selbst zu erkranken. Kindern und Jugendlichen mit einer hohen Resilienz, die also selbst über entsprechende psychische Ressourcen verfügen, wird es besser gelingen, mit diesen Belastungen umzugehen. Selbst bei den fittesten Kindern wird die Belastung allerdings irgendwann einmal zu gross. Für die Belastung der Kinder spielt zudem eine Rolle, wie der erkrankte Elternteil mit der Krankheit umgeht. Oder auch, wie der gesunde Elternteil und das ganze Netzwerk im Umfeld der Familie die Krankheit auffangen respektive kompensieren können.

Wie viele Kinder und Jugendliche dieser gefährdeten Gruppe erkranken tatsächlich?
Wie Untersuchungen ergeben haben, ist ein Drittel der Kinder und Jugendlichen resilient, ein weiteres Drittel wird immer wieder mit psychischen Problemen zu kämpfen haben, und ein Drittel wird selbst psychisch krank.

Welche Faktoren im Zusammenleben von Kindern mit psychisch kranken Eltern erachten Sie als besonders belastend? >>

Besonderen Belastungen sind jene Kinder und Jugendlichen ausgesetzt, die mit nur einem, psychisch belasteten, Elternteil zusammenwohnen. Das einzige Kind oder das älteste von mehreren Geschwistern muss dann viel zu früh Verantwortung für sich selbst und andere übernehmen, für die Geschwister und für den kranken Elternteil. Das kann die Führung des Haushalts einschliessen, die Erziehung der Geschwister, die Unterstützung bei Hausaufgaben. Gleichzeitig muss es vielleicht darauf achten, dass die Mutter oder der Vater die Medikamente nimmt. Die eigenen Bedürfnisse kommen dabei zu kurz, auch die Leistungen in der Schule können davon betroffen sein. Viele Kinder fühlen sich zudem mitschuldig an der psychischen Verfassung des Elternteils.

Können solche hohen Belastungen schliesslich dazu führen, dass diese Kinder zu ihrem Schutz in einer Pflegefamilie oder einer Institution fremdplatziert werden?

Die vorübergehende Fremdunterbringung ist in solchen Situationen immer das letzte Mittel, wenn alle übrigen Massnahmen nicht zielführend sind. An einer Fremdunterbringung hat niemand ein Interesse, weder die Gesellschaft noch die betroffene Familie. Wenn aber Eltern die Erziehungsaufgaben wirklich nicht mehr wahrnehmen können, wegen einer psychischen Erkrankung und/oder wegen Alkohol- oder auch Drogenproblemen, kann es zu einer Fremdplatzierung kommen. Besonders gefordert sind in solchen Situationen auch die Fachpersonen in den Institutionen und die Pflegefamilien. Schwierig ist sowohl die Kommunikation mit den Eltern, denen das Kind «weggenommen» worden ist, als auch die Unterstützung der oft schwer belasteten Kinder.

Umso wichtiger ist es, möglichst früh und präventiv gerade auch die Problemlagen von Kindern in psychisch belasteten Familien zu erkennen?

Ja, sicher. Mit Fachvorträgen in der ganzen Schweiz trägt die Stiftung Kinderseele Schweiz zur Sensibilisierung der Fachleute bei. Im Jahr 2016 haben wir am Psychiatriekongress in Basel die spezifischen Probleme dieser Kinder und Jugendlichen einem grossen Fachpublikum erörtert. Jetzt, Ende August 2019, an der Swiss Public Health Conference in Winterthur werden wir Interessierte an einem Workshop erneut über die spezifischen Bedürfnisse dieser Gruppe informieren und auch entsprechende Massnahmen diskutieren. Ich stelle über die Jahre eine steigende Aufmerksamkeit und Sensibilisierung der Fachleute fest.

Welche Erwartungen haben Sie an die Fachleute?

Besonders wichtig ist es, dass Fachpersonen, die in der psychiatrischen oder auch psychologischen Versorgung von Erwachsenen tätig sind, auch die Bedürfnisse der Kinder im Blick haben. Im Gespräch mit den Erwachsenen muss es auch darum gehen, wie es den Kindern geht. Die Fachpersonen dürfen sich dabei nicht mit oberflächlichen Antworten zufriedengeben. Um einen vertieften Einblick zu gewinnen, ist es wichtig nachzufragen. Dazu gehören Fragen wie: Wie funktioniert der Alltag? Wo würden Sie sich wünschen, dass der Alltag besser funktioniert? Welche Unterstützungsmassnahmen würden Ihnen helfen? Ähnliche Fragen stellen natürlich auch Fachleute, die im Versorgungssystem für Kinder und Jugendliche tätig sind, die durch ihren spezifischen Fokus unmittelbarer mit deren Belastungen und Bedürfnissen konfrontiert werden. Wenn aufgrund solcher Fragen klar wird, dass die betroffenen Eltern respektive ihre Kinder Hilfe benötigen, ist es wichtig, diese verbindlich an die entsprechenden Stellen zu vermitteln.

«Ein Drittel dieser Kinder ist resilient, die anderen haben Probleme oder werden krank.»

Gibt es ein entsprechendes Netzwerk in der Schweiz?

Ja und nein. Gerade wenn Kinder und Jugendliche – noch – keine psychische Erkrankung haben, ist es schwierig, im medizinischen System anzudocken. Ohne eine entsprechende Diagnose übernehmen die Krankenkassen in der Regel die Kosten nicht, das KVG sieht die Prävention psychischer Erkrankungen nicht vor. Es wäre zwecks Prävention dabei sehr sinnvoll, wenn die Krankenkassen eine bestimmte Zahl von Beratungsstunden bezahlen würden. Mittlerweile sind in diversen Landesteilen einzelne Stellen eingerichtet worden, die jeweils mit Drittmitteln oder kantonaler Unterstützung finanziert werden. Im Raum Winterthur ist unsere Stiftung gemeinsam mit weiteren Kooperati-

Kinderseele Schweiz

Das Institut Kinderseele Schweiz wurde 2014 als Stiftung gegründet. Seine Geschichte reicht zurück bis ins Jahr 2003. Seit damals setzen sich die Integrierte Psychiatrie Winterthur und das Sozialpädiatrische Zentrum des Departements Kinder und Jugendmedizin am Kantonsspital Winterthur mit dem Thema «Kinder psychisch kranker Eltern» auseinander. Kinderseele Schweiz bietet auf der Website **www.kinderseele.ch** hilfreiche Informationen an. Weiter zeigen Kurzfilme für Kinder und Jugendliche, wie man mit der Krankheit der Eltern umgehen kann. Das Team von Kinderseele Schweiz führt Tagungen und Weiterbildungen durch. Gemeinsam mit Pro Mente Sana ist zudem eine Online-Beratung mit Peers aufgebaut worden. Im Auftrag von Gesundheitsförderung Schweiz wird derzeit in Zusammenarbeit mit dem Kanton Thurgau eine Info-Plattform für Fachpersonen erstellt.

onspartnern derzeit daran, die Finanzierung für eine solche Informations- und Beratungsstelle sicherzustellen.

Welche konkreten Massnahmen haben sich in anderen Ländern als besonders wirksam erwiesen?

«Es hilft schon, wenn Kinder über die Erkrankung der Eltern aufgeklärt werden.»

Es gibt gut untersuchte Massnahmen für Kinder von Eltern mit depressiven Störungen. Die Wahrscheinlichkeit, dass die Kinder selbst an einer Depression erkranken, nimmt stark ab, wenn sie über die Krankheit der Eltern aufgeklärt werden, Informationen über den Umgang mit Stress erhalten oder an einem Präventionsprogramm zu Depressionen teilnehmen können. ●

Anlässlich der «Swiss Public Health Conference» 2019 vom 28. und 29. August an der ZHAW in Winterthur führt die Stiftung Kinderseele Schweiz einen Workshop durch. Die Konferenz widmet sich der «Child and Adolescent Public Health». In den Beiträgen geht es darum, wie der ungleiche Zugang zu Gesundheitsvorsorge und Bildung während der frühen Kindheit zu Ungleichheit bei Fähigkeiten, Leistungen, Gesundheit und Erfolg im Erwachsenenleben führen.

Das «Arbeitszeugnis swiss+» gibt es auch in einer Insos- und Curaviva-Edition

So erstellen Sie einfach und korrekt ein Arbeitszeugnis

Von Gesetzes wegen muss ein Arbeitszeugnis vollständig und wohlwollend, aber auch wahr sein. Das richtige Formulieren ist deshalb für die HR-Verantwortlichen zeitaufwendig und schwierig. Einfacher lassen sich Zeugnisse mit dem Tool «Arbeitszeugnis swiss+» erstellen.

Von Romana Kosina*

Das Arbeitszeugnis spielt eine wichtige Rolle im Berufsleben: Es soll dem nächsten Arbeitgeber ein umfassendes Bild einer Person vermitteln. Das Formulieren ist aber oft aufwendig und stellt eine schwierige Gratwanderung dar.

Korrekte und aussagekräftige Arbeitszeugnisse lassen sich aber auch ganz einfach mit dem Online-Tool «Arbeitszeugnis swiss+» erstellen. Dieses hilft Institutionen, den Schreibaufwand auf ein Minimum zu reduzieren und dennoch qualifizierte und rechtlich einwandfreie Arbeitszeugnisse zu erstellen. Die Formulierungen sind wohlwollend, erwähnen aber auch negative Aspekte, sofern sie für die Gesamtbeurteilung wesentlich sind. Auch kann es dank dem Bewertungsraster nicht passieren, dass positiv gemeinte Formulierungen von einem anderen Arbeitgeber als negativ aufgefasst werden. Denn der Teufel steckt im Detail.

So kann es nicht passieren, dass positiv gemeinte Formulierungen negativ wirken.

Kleine Worte, grosse Wirkung

Es mache schon einen Unterschied, ob jemand seine Aufgabe zur «vollen» oder «stets zur vollsten» Zufriedenheit erfüllt habe. Für Elise Tel, Leiterin der Personalberatung von Curaviva Schweiz, haben die kleinen Worte eine grosse Bedeutung. Wenn sie ein Arbeitszeugnis in die Hände bekommt, gilt ihr erster Blick dem Trennungsgrund. «Hat der Kandidat selbst gekündigt? Und wenn er selbst gekündigt hat: Wird das bedauert oder nicht?», fragt Tel jeweils. Steht etwa «Heidi Muster verlässt uns in gegenseitigem Einverständnis», ist klar, dass es zur Kündigung seitens des Arbeitgebers gekommen ist und der Grund nachgefragt werden muss. Wird dagegen der Weggang des Mitarbeitenden «ausserordentlich bedauert» und würde der Arbeitgeber ihn «jederzeit wieder anstellen», hinterlässt die Person offensichtlich eine Lücke im Betrieb. «Interessant ist nicht nur, was in den Zeugnissen steht, sondern auch, was nicht drin steht», sagt Tel. Aus Erfahrung weiss sie, dass es nicht immer leicht ist, korrekte Formulierungen zu finden, um die jeweiligen Mitarbeitenden fair und ehrlich zu bewerten.

Korrekte Zeugnisse in wenigen Minuten

Früher mussten beispielsweise die Vorgesetzten im Ausbildungs- und Integrationsbetrieb Brüggli in Romanshorn einiges an wertvoller Zeit aufwenden, um die Leistung differenziert zu bewerten und Fehlformulierungen zu vermeiden. Nun erledigen sie das innerhalb von wenigen Minuten mit der Standardversion des «Arbeitszeugnisses swiss+». «Im letzten Jahr haben wir 355 Zeugnisse erstellt, da erleichtert uns das Tool die Arbeit sehr», erläutert der Leiter HR Peter Schmid. «Der grösste Gewinn für das Brüggli ist die Standardisierung. Alle Zeugnisse sind jetzt formal richtig und einheitlich, alle Angaben korrekt und die Texte gerichtserprobt.» Anstatt alles selbst zu formulieren, wird anhand eines Beurteilungsrasters bewertet – und das Tool wandelt die Bewertung automatisch in einen aussagekräftigen Text um. «Nicht jeder Handwerker ist auch ein guter Zeugnisschreiber! Unsere Vorgesetzten schreiben nun viel lieber Zeugnisse und schätzen die Unterstützung», sagt Schmid. Den Einwand, die Arbeitszeugnisse werden mit einem Tool unpersönlich, relativiert Schmid: «Das Tool ist offen. Der Ersteller kann jederzeit seine persönliche Note einbringen, wenn er dies möchte.»

Eine standardisierte Vorgehensweise hat zudem den Vorteil einer hohen Vergleichbarkeit der Kandidaten im Bewerbungsprozess. Das erleichtert die Rekrutierung. Auch kann die Entwicklung eines Kandidaten verfolgt werden. «Auch hier achte ich sehr auf die Formulierungen», sagt Elise Tel. «Wurde der Mitarbeitende auch in den letzten Zeugnissen wegen seiner kollegialen Haltung sehr geschätzt – oder sind andere, vielleicht unvorteilhaftere Formulierungen gewählt worden?»

Die Insos- und Curaviva-Edition des «Arbeitszeugnisses swiss+» ist angepasst an die Berufsfelder, Fachfunktionen und Organisationsstufen der Branche. Damit ist sie für die schnelle und professionelle Erstellung von Arbeitszeugnissen in Institutionen für Menschen mit Unterstützungsbedarf eine ideale Lösung. Entwickelt wurde sie – notabene auf Empfehlung von Peter Schmid – von IWP HRM-Software in Zusammenarbeit mit Insos Schweiz und Curaviva Schweiz. ●

***Romana Kosina** arbeitet im Geschäftsbereich Dienstleistungen von Curaviva Schweiz

Weitere Informationen und den Link zur Registrierung finden Sie auf www.curaviva.ch/arbeitszeugnis.

Information des nationalen Branchenverbands Curaviva Schweiz

Delegiertenversammlung fällt wegweisende Entscheide

Am 25. Juni 2019 gab die Delegiertenversammlung von Curaviva Schweiz grünes Licht zur Strategie 2025 und zur Schaffung der Föderation Curaviva Schweiz – Insos Schweiz. Zwei wegweisende Entscheide, die eine wirkungsvolle, zukunftsorientierte Verbandstätigkeit sicherstellen.

Von Laurent Wehrli, Präsident Curaviva Schweiz

Veränderungen sind eine Notwendigkeit, um beweglich und damit zukunftsfähig zu bleiben – so lautete eine zentrale Botschaft von Gastreferent Klaus Doppler zum Auftakt der diesjährigen Delegiertenversammlung im Grand Casino Luzern. Der erfahrene Berater im Change Management betonte, wie wichtig die Bereitschaft zum Wandel ist, und ermutigte die Anwesenden, den «Change» als Daueraufgabe zu betrachten und ebenso umsichtig wie couragiert anzugehen.

Laurent Wehrli
Präsident Curaviva Schweiz

Veränderungen und laufende Optimierungen sind auch für Curaviva Schweiz von grosser Bedeutung. Umso mehr freue ich mich, dass die Delegierten in Luzern für gezielte Weiterentwicklungen und eine zukunftsorientierte, konsequent auf die Mitgliederbedürfnisse ausgerichtete Verbandstätigkeit stimmten.

Unter einem Dach werden wir eine gewichtigere politische Stimme erhalten.

Genehmigung der Strategie 2025

Zwei Jahre ist es her, seit die Delegierten den Strategieprozess mit der Leitbild-Diskussion lancierten. Vor einem Jahr verabschiedeten sie das neue Leitbild und definierten in Strategie-Workshops Entwicklungsschwerpunkte und strategische Ziele des nationalen Branchenverbands. Darauf abgestützt, führte Curaviva Schweiz bei Mitgliedern und Kantonalverbänden Umfragen durch, deren Resultate ebenfalls in die Strategiearbeit einflossen. An der diesjährigen Delegiertenversammlung konnte dieser gemeinsame Entwicklungsprozess nun mit der Genehmigung der Strategie 2025 erfolgreich abgeschlossen und in die Umsetzungsphase überführt werden.

Föderation Curaviva Schweiz – Insos Schweiz

Als wir im Vorstand die Strategie 2025 diskutierten, waren auch die Parallelen zwischen Curaviva Schweiz und Insos Schweiz ein zentrales Thema. Heute verfolgen die beiden Verbände vielfach die gleichen Ziele und erfüllen deshalb ähnliche Aufgaben. Überschneidungen und Doppelspurigkeiten sind die Folge. Es war schnell klar, dass wir die strategischen Ziele in Kooperation mit Insos Schweiz effizienter und wirkungsvoller in Angriff nehmen können. Dass die Delegierten die Chancen einer Föderation erkannten und dem Antrag des Vorstands zur Schaffung einer Struktur mit starken Teilverbänden und einem starken gemeinsamen Dach zustimmten, ist ein richtungsweisendes Signal. Die Verbände im Gesundheits- und Sozialbereich müssen ihre Kräfte bündeln und zusammenstehen – heute mehr

Fortsetzung auf Seite 48 >>

17. ordentliche Delegiertenversammlung

Den Blick auf die Zukunft gerichtet

Der Vorstand von Curaviva Schweiz (v.l.): Marco Camus, Luc Dapples, Vizepräsident Rolf Müller, Beat Ammann, Präsident Laurent Wehrli, Christiane Brouyère, Thomas Dietziker, Franco Hübner, Marco Borsotti, Riccardo Lüthi. Nicht im Bild: Maria Bernasconi.

Fotos: Donovan Wyrsch Fotografie

Die Delegierten von Curaviva Schweiz fassten an der Versammlung vom 25. Juni 2019 im Grand Casino Luzern folgende Beschlüsse:

- **Genehmigung Jahresbericht und Jahresrechnung 2018**
  Die Delegierten genehmigten den Jahresbericht sowie die Jahresrechnung 2018 und erteilten Vorstand und Geschäftsleitung die Décharge. Das Geschäftsjahr schloss mit einen Gewinn von CHF 9000. Das Budget sah für 2018 eine ausgeglichene Rechnung vor.

- **Festsetzung Mitgliederbeiträge 2020**
  Die Mitgliederbeiträge bleiben für das Jahr 2020 unverändert.

- **Ersatzwahl für die restliche Amtsperiode 2018–2022**
  Rahel Huber trat per Ende 2018 aus dem Vorstand zurück. Als Nachfolger wählten die Delegierten Franco Hübner (Geschäftsleiter Argo Stiftung Chur, Mitglied Fachkonferenz Erwachsene mit Behinderung von Curaviva Schweiz).

- **Wahl der Revisionsstelle 2020**
  Für das Jahr 2020 wurde erneut die Balmer-Etienne AG als Revisionsstelle von Curaviva Schweiz gewählt.

- **Genehmigung der Strategie 2025 von Curaviva Schweiz**
  Die Delegierten genehmigten die Strategie 2025, die in einem intensiven, breit abgestützten Prozess gemeinsam erarbeitet worden war. Damit gaben sie auch ihre Zustimmung zur Umsetzung der darin definierten Zielsetzungen und Massnahmen.

- **Föderation Curaviva Schweiz – Insos Schweiz**
  Die Delegiertenversammlung fällte den Grundsatzentscheid, die Zusammenarbeit mit Insos Schweiz mit der Schaffung einer Föderation auf ein neues Fundament zu stellen und die Kräfte im Interesse der Mitglieder zu bündeln (Details zur Föderation und zu den nächsten Schritten auf S. 45).

Die Delegiertenversammlung genehmigt alle Anträge des Vorstands.

Gute Stimmung beim Begrüssungskaffee.

Albert Schwarzenbach, Vizepräsident des Grossen Stadtrats Luzern, heisst die Delegierten in der Zentralschweiz willkommen.

So macht es Freude: Präsident Laurent Wehrli und Direktor Daniel Höchli blicken auf ein ebenso intensives wie erfolgreiches Jahr zurück.

Franco Hübner wird einstimmig in den Vorstand gewählt.

Präsident Laurent Wehrli und Direktor Daniel Höchli verabschieden die langjährigen Geschäftsleitungsmitglieder Peter Haas (1.v.l.) und Peter Läderach (2.v.l.).

«Empowered by Strategy 2025»: Für den Heimweg erhalten die Delegierten einen speziellen Energiekick.

>>

denn je. Unter dem gemeinsamen Dach werden wir noch mehr Wirkung erzielen und eine gewichtigere politische Stimme erhalten.

Stabübergabe im Vorstand

Rahel Huber trat per Ende 2018 von ihren Vorstandsaufgaben zurück. Für ihren grossen Einsatz zum Wohl der Branche und für ihre Kollegialität und Freundschaft dankte Vorstandskollege Rolf Müller ihr mit herzlichen Worten. Als Nachfolger wurde Franco Hübner in den Vorstand gewählt. Er ist Geschäftsleiter der Argo Stiftung Chur und Mitglied der Fachkonferenz Erwachsene mit Behinderung von Curaviva Schweiz. Der Vorstand dankt Franco Hübner, dass er sich für dieses Amt zur Verfügung stellt, und freut sich sehr auf die Zusammenarbeit mit ihm.

Ein erfreuliches Finanzjahr 2018

Curaviva Schweiz blickt auf ein weiteres gesundes Finanzjahr zurück. Dass der Branchenverband 2018 statt einer ausgeglichenen Rechnung einen Gewinn von 9000 Franken erzielen konnte, ist nicht selbstverständlich. Dieser erfreuliche Abschluss ist einerseits auf den sorgfältigen Umgang mit den Mitgliederbeiträgen, Subventionen und Mitteln aus Leistungsverträgen zurückzuführen. Andererseits trugen die Einkünfte aus den Bildungs- und Dienstleistungsangeboten wesentlich zu diesem guten Ergebnis bei. Seit einem Jahr darf ich Curaviva Schweiz als Präsident vorstehen. Ich blicke mit grosser Freude und Genugtuung auf dieses erste Jahr zurück und danke herzlich für die gute Zusammenarbeit und das mir entgegengebrachte Vertrauen. Veränderungen brauchen viel Energie. Sobald Change-Prozesse erste Resultate zeigen, setzen sie aber auch neue Energien frei. Im Namen des Vorstands spreche ich allen ein grosses Dankeschön aus, die sich für Menschen mit Unterstützungsbedarf engagieren und zum Vorwärtskommen des Verbands und seiner Mitglieder beitragen. Ich freue mich auf die Fortsetzung unserer gemeinsamen Arbeit! ●

Engagierte Wortmeldungen der Delegierten.

Gastreferent Klaus Doppler spricht Klartext: «Wenn Bewegung nicht immer wieder neu erzeugt wird, erstarren die agilen Prozesse.»

Föderation Curaviva Schweiz – Insos Schweiz: Bündelung der Kräfte unter einem Dach

Am 25. Juni 2019 fällten die Delegierten von Curaviva Schweiz den Grundsatzentscheid, eine Föderation mit Insos Schweiz zu bilden. Einen Tag später bewilligte auch die Delegiertenversammlung von Insos Schweiz das zukunftsorientierte Projekt.

Marianne Streiff, Präsidentin Insos Schweiz, und Laurent Wehrli, Präsident Curaviva Schweiz, freuten sich über das klare Zeichen der Delegierten für den gemeinsamen Weg unter einem Dach. «Dank der Föderation können wir unsere Mitgliederinstitutionen effizienter unterstützen, ihren Auftrag zu erfüllen und professionelle Betreuungs-, Unterstützungs- und Pflegeleistungen zu bieten», ist Marianne Streiff überzeugt. Und Laurent Wehrli ergänzt diese Votum mit folgenden Worten: «Unsere beiden Verbände arbeiten seit jeher eng zusammen. Die neue Kooperationsform schafft die Basis dafür, damit wir unsere Stärken und Kompetenzen noch gezielter im Interesse der Mitglieder einbringen können und politisch noch mehr Gewicht erhalten.»

Starkes Dach, starke Teilverbände

Die beiden Verbände streben einen starken Dachverband und starke Teilverbände an. Der Dachverband wird gemeinsame Aufgaben und übergeordnete Funktionen wahrnehmen. Er soll sicherstellen, dass bei übergreifenden Themen flexibel auf veränderte Rahmenbedingungen reagiert werden kann, Weiterentwicklungen frühzeitig aufgenommen und Synergien bestmöglich genutzt werden – sei dies in der Facharbeit oder in der politischen Interessenvertretung. Die Teilverbände der Föderation werden über eigene Organe und eigenständige Brands verfügen.

In einem nächsten Schritt werden nun die geeignete Struktur und die Rechtsform der Föderation im Detail evaluiert. Ein entsprechender Antrag wird den Delegierten im zweiten Semester 2020 im Rahmen einer ausserordentlichen Delegiertenversammlung zur Abstimmung vorgelegt. Bei einem positiven Entscheid wird die Föderation ihre Arbeit voraussichtlich Anfang 2021 aufnehmen.

Ein neues Buch porträtiert hochaltrige Menschen aus der Schweiz

Ganz gut drauf, die Alten

Was gewinnt man dem Leben noch ab, wenn man 90 Jahre und älter ist? Eine ganze Menge! Ein schön gemachtes Buch blickt in die Leben von zehn Menschen jenseits der 90.

Von Urs Tremp

Bevor sie dieses Buch gemacht habe, habe ihr der Gedanke, 90 Jahre oder älter zu werden, mehr Angst als Freude gemacht, schreibt Marianne Pletscher im Vorwort zum Foto- und Textband «90 plus – mit Gelassenheit und Lebensfreude». Aber dann habe sie sich an ihre rebellische und eigenwillige Tante Verena erinnert, die 93 wurde, sich mit 86 noch einmal verliebt hatte und ihrer Nichte kurz vor dem Tod sagte, dass die letzten Jahre ihre glücklichsten gewesen seien.

Marianne Pletscher, lange Jahre Reporterin und Dokumentarfilmerin beim Schweizer Fernsehen, ist mittlerweile auch über 70. Inzwischen kann sie sich vorstellen, alt, sehr alt zu werden. Nicht nur wegen Tante Verena.

Für ihr Buch «90 plus» hat sie zusammen mit dem Fotografen Marc Bachmann, 40, sieben Frauen, einen Mann und ein Ehepaar besucht, die alle die Grenze des 90. Lebensjahres überschritten haben. Es sind unterschiedliche Menschen mit unterschiedlichen Lebensgeschichten. Allen gemeinsam ist, dass sie tatsächlich noch «gut drauf» sind. Dieses «gut drauf» hätte Pletscher gerne als Unterzeile im Buchtitel gehabt. Ihr Verleger habe aber gefragt: «Verstehen das deine Gesprächspartnerinnen?». Pletscher fragte eine von ihnen. Deren Antwort: «Wir sind doch nicht blöd!»

«Die Liebe ist das Wichtigste im Leben»

Tatsächlich sind die porträtierten Menschen noch hellwach. Sie denken über ihr Leben nach. Über die Vergänglichkeit, über das Sterben. Silvana Lattmann etwa, Jahrgang 1918, schrieb mit über 90 noch ein Buch und nahm mit 100 ein weiteres in Angriff. Sie hat ihren ersten Mann früh verloren, hatte von ihm einen Sohn, heiratete ein zweites Mal, begann im Alter zu malen und zu schreiben und sagt mit 100: «Die Liebe ist das Wichtigste im Leben. Die Liebe zu den Menschen, aber auch zu den Dingen. Es ist nicht immer nötig, wiedergeliebt zu werden. Die Liebe kann ganz für sich allein stehen, sie erfüllt mit ihrer Kraft die Welt und uns Menschen. In meinem Alter muss man auch den eigenen Körper lieben, ihm Sorge geben.»

In Ergänzung zum geschriebenen Porträt zeigt die Fotostrecke eine energische, fröhlich gestikulierende Frau, umgeben von ihren Bildern, von Erinnerungsstücken und einer akkurat geordneten Bibliothek. Weder Smartphone noch Laptop fehlen in ihrem Haushalt in der Zürcher Altstadt.

Dass Gelassenheit und Lebensfreude Engagement und Kampfgeist nicht ausschliessen müssen, zeigt etwa Leni Altwegg, Jahrgang 1924. Die Theologin und frühere Aktivistin in der Anti-Apartheid-Bewegung lebt in einer Seniorenresidenz – und will sich auch heute noch einmischen: «Ihr Mittelalten habt keine Ahnung, was in unserem Alter die grössten Probleme sind», sagte sie etwa als «echte Hochaltrige» an einem Kongress zum Thema «Hohes Alter zwischen Sinnerfüllung und Sinnverlust». Und in der Seniorenresidenz ist sie aktives Mitglied der Bibelgruppe: «Da gebe ich oft sehr ungehemmt meinen theologischen Senf dazu.»

Nachdenken über die eigene Abdankung

100 Jahre alt werden will Leni Altwegg nicht. Sie hat auch schon darüber nachgedacht, wie ihre Abdankung aussehen soll. «Ich war vor Kurzem an der Beerdigung einer hundertjährigen Freundin. Dass sie sich neben den üblichen Abdankungsschlagern ‹Z Basel a mim Rhy› und ‹S Ramseyers wei go grase› gewünscht hat, fand ich super. Alle sangen, und es herrschte eine ausgesprochen fröhliche Stimmung.»

> **Der Tod ist zwar immer wieder ein Thema. Aber Angst vor dem Sterben hat niemand.**

Angst vor dem Sterben hat niemand der Porträtierten. Beim Ehepaar Rösli und Willi Vogel ist der Tod zwar immer wieder ein Thema. Rösli sagt aber ganz unsentimental: «Ich denke, wir Menschen sind ein Naturprodukt wie eine Pflanze, es wird ein Samen gesät, und dann wird ein Mensch geboren. Später, wenn der Mensch stirbt, geht der Samen wieder zurück, wo er herkam.»

Ergänzt werden die sehr lebendigen Porträts mit den starken Fotografien von einem – nicht sehr langen – quasi theoretischen Teil. Pletscher zitiert Fachleute und Fachliteratur, erörtert aber auch mit den Porträtierten Fragen, die sich für hochaltrige Menschen jeglicher Couleur stellen: Mobilität, Hörprobleme, selbstbestimmtes Sterben oder Einsamkeit.

«90 plus» ist ein Buch, das man gerne anschaut und mit Vergnügen liest. ●

Marianne Pletscher, Marc Bachmann, «90 plus – mit Gelassenheit und Lebensfreude», Limmat Verlag, 250 Seiten, 38 Franken.

«Die UN-Behindertenrechtskonvention gestaltet die Gesellschaft Schweiz weiter»

«Wer hat sie erfunden? Natürlich wir Schweizer»: Dieser inzwischen weltbekannte Werbeslogan mag wohl für unser Lieblingsbonbon zutreffen. Für einen gesellschaftspolitischen Bereich, nämlich die UN-Behindertenrechtskonvention (UN-BRK) trifft diese Aussage aber auf keinen Fall zu. Erst als 144. Nation hat die Schweiz dieses Übereinkommen im Jahr 2014 ratifiziert, nachdem die Nachbarländer Österreich und Deutschland diesen Schritt bereits rund fünf Jahre zuvor getan hatten. Die politische Diskussion bis zum befürwortenden Entscheid von Bundesbern war geprägt von wohlwollender Haltung für eine sich für die Inklusion öffnende Gesellschaft bis zu kritischen Befürchtungen, mit der Annahme würde der Weg zu unkontrollierbaren Mehrkosten geebnet.

«Perspektiven werden einem nicht geschenkt. Man muss für sie kämpfen.»

Christian Lohr, Nationalrat CVP Thurgau, ist der einzige Rollstuhlfahrer im Bundesparlament.

Es braucht gezielte Fördermassnahmen

Nach knapp fünf Jahren lässt sich eine erste kurze Zwischenbilanz ziehen, in der noch keine der beiden angesprochenen möglichen Entwicklungen erkennbar wird. Man mag es dem typischen Schweizer Pragmatismus zuschreiben, dass die Sache – aus meiner Sicht – nach dem eigentlichen Startschuss sehr verhalten angegangen wurde. Vertieft durchgeführte Bestandesaufnahmen über die Lebenssituation von Menschen mit Beeinträchtigungen in unserem Land machten schnell deutlich, dass Handlungsbedarf für Veränderungen besteht. Für die in der UN-Behindertenrechtskonvention explizit geforderten Aspekte wie Selbstbestimmung sowie gesellschaftliche Teilhabe in den Bereichen Arbeit, Wohnen, Kultur und Politik braucht es gezielte Fördermassnahmen mit einem konkreten Umsetzungsplan. In der Verantwortung stehen dabei neben dem Bund gerade auch die Kantone und Gemeinden. Heute – also im Sommer 2019 – lässt sich aber sehr wohl die Frage stellen, ob die Botschaft bereits bei allen tatsächlich in der notwendigen Form angekommen ist.

Es geht nicht um ein bisschen Annäherung, sondern es geht um gelebte Inklusion.

Bemerkenswerter Aktionsplan

Mitentscheidend für die Zukunft wird sein, wie sehr es gelingt, die grundsätzliche Sensibilisierung für das Thema voranzutreiben. Die von Insos, Curaviva und weiteren Heimorganisationen ergriffene Initiative, mit einem ziemlich konkreten Aktionsplan im Gesamtprojekt erste deutliche Akzente beruhend auf Mitwirkung und Mitsprache zu setzen, finde ich bemerkenswert. Ich hoffe, dass damit der Startschuss zu einer kreativen, konstruktiven Entwicklung gegeben ist. Natürlich dient dieser erste grosse Wurf der verschiedenen engagierten Mitdenker mit bereits 145 ziemlich konkreten Ideen und Empfehlungen auch dazu, sich für die nächsten Jahre einmal selbst stärker zu positionieren. Die inhaltliche Auseinandersetzung mit der UN-BRK zum jetzigen Zeitpunkt ist jedoch auf jeden Fall richtig, denn es handelt sich dabei nicht um ein Papier für die Schublade, sondern für die Weitergestaltung der Gesellschaft Schweiz. Es geht dabei nicht nur um ein bisschen Annäherung an das Thema Behinderung. Vielmehr ist nicht die dogmatische, sondern die gelebte Inklusion das Ziel der Entwicklung. Wir müssen deshalb bewusst auch in grösseren Zügen und Dimensionen denken, darauf aktiv hinarbeiten.

Die erwähnte Partnergruppe hat sich mit viel Fleiss daran gemacht, Felder für ihre Bereiche zu definieren. Dies wird Veränderungsprozesse auslösen, die herausfordernd sein werden. Ich erwarte persönlich jetzt auch von anderen Organisationen und nicht zuletzt noch in einem viel stärkeren Mass auch von den Betroffenen selbst, dass sie sich öffentlich in die Diskussion einbringen.

Menschen mit Beeinträchtigungen sind die glaubwürdigsten Exponenten bei der Ausgestaltung der Pfeiler für die eigene Zukunft. Mal schauen, was sich so ergeben wird, diese Haltung kann es in der Tat nicht mehr sein. Perspektiven werden einem nicht nur so einfach geschenkt, für sie muss man auch kämpfen, sich dafür auch entschieden einsetzen. Das Patentrecht auf das Rezept, wie wir die UN-BRK in den nächsten Jahrzehnten in der Schweiz umsetzen wollen, das hat niemand. Und das ist auch gut so. Es darf verschiedene Ansätze geben, wie wir den Ausbau der Selbstbestimmung, der Wahlfreiheit und der Teilhabe vorwärtsbringen können. Gefragt sind Dynamik und Entschlossenheit. ●

INFORMATIONEN AUS DEM FACHBEREICH MENSCHEN IM ALTER

PALLIATIVE CARE IN ALTERS- UND PFLEGEHEIMEN: UNTERSTÜTZUNG FÜR DIE TEAMS

Der palliative Ansatz erfordert ein gemeinsames, in einem Netzwerk organisiertes Eingehen auf die Ressourcen und Bedürfnisse der betreuten Person. Eine kleine Broschüre von CURAVIVA Schweiz bietet didaktische und interaktive Unterstützung für alle Fachpersonen, die in einem Alters- und Pflegeheim tätig sind.

Herr Huber ist 76 Jahre alt und lebt seit einem Jahr in einem Alters- und Pflegeheim. Er leidet an Alzheimer-Demenz und kapselt sich seit einigen Tagen in seinem Zimmer ab. Seine Gedächtnis- und Wahrnehmungsstörungen scheinen sich verschlimmert zu haben. Die Tochter von Herrn Huber teilt dem Team mit, dass ihre Mutter vor kurzem ins Spital eingeliefert wurde. Sie vermutet, dass die Verschlechterung des Zustands ihres Vaters hauptsächlich auf die stationäre Behandlung seiner Frau zurückzuführen ist. Welche Rolle können die Fachpersonen des Alters- und Pflegeheims übernehmen und welche Massnahmen können sie ergreifen, um die Situation von Herrn Huber zu verbessern?

Die neue Publikation von CURAVIVA Schweiz ist das Ergebnis von Überlegungen auf interkantonaler Ebene und von Workshops, die in verschiedenen Westschweizer Alters- und Pflegeheimen durchgeführt wurden. Sie bietet einen didaktischen Ansatz für die interprofessionelle Zusammenarbeit bei der Palliative Care in Alters- und Pflegeheimen. In einer kurzen Einführung geht es um die Grundlagen: Was ist Palliative Care und was versteht man unter interprofessioneller Zusammenarbeit? Beim ersten Punkt wird darauf hingewiesen, dass sich die Palliative Care nicht auf das Lebensende beschränkt, während beim zweiten Punkt betont wird, wie wichtig das Engagement aller beteiligten Fachpersonen ist: Ärztinnen und Ärzte, aber auch das Hauswirtschaftspersonal, die Verwaltungsmitarbeitenden, die Freiwilligen sowie das gesamte Betreuungs- und Pflegepersonal.

Anhand von zwei Beispielen wird in der Broschüre aufgezeigt, wie bei der palliativen Versorgung jede Fachperson eine wichtige Rolle übernehmen kann. Der Text ist in einem Schema zusammengefasst, und die Überlegungen werden durch in der Praxis gesammelte Erfahrungsberichte unterstützt.

Die Broschüre wurde als nützliche Unterstützung für alle Fachpersonen eines Alters- und Pflegeheims konzipiert und bietet eine Methodik, um die interprofessionelle Zusammenarbeit im Rahmen der Palliative Care zu thematisieren. Dieser von einer interkantonalen Expertengruppe entwickelte Ansatz wurde getestet und entsprechend den Rückmeldungen der Fachpersonen von drei Westschweizer Alters- und Pflegeheimen (Les Charmilles, Genf; SILO, Echichens; Les Bonnefontaines, Freiburg) angepasst.

Auf der Website von CURAVIVA Schweiz kann dieses Dokument kostenlos heruntergeladen werden. Ihre Rückmeldungen nehmen wir sehr gerne entgegen, um möglicherweise weitere Beispiele einzubauen oder den Inhalt der Broschüre noch weiter zu verbessern.

Michela Canevascini, Wissenschaftliche Mitarbeiterin CURAVIVA Schweiz (m.canevascini@curaviva.ch)

Palliative Care in Alters- und Pflegeheimen

ZWEI BEISPIELE FÜR DIE INTERPROFESSIONELLE ZUSAMMENARBEIT

CURAVIVA Schweiz, Februar 2019

Autoren: Dr. Michela Canevascini, Dr. Jérôme Debons

Expertengruppe: Valérie Genoud (Fondation SILO), Yves Gremion (Gesundheitsligen des Kantons Freiburg), Antonio Lopes Salvador (Résidence Les Charmilles), Hans Ruedi Meier (Hôpital du Lavaux), Laetitia Probst (Palliative Vaud), Christophe Sierro (Les Baumettes)

Die Rubrik liegt ausserhalb der redaktionellen Verantwortung. Der Inhalt wird durch den Fachbereich Menschen im Alter von CURAVIVA Schweiz gestellt.

Carte blanche

Vom Image und von Ergebnissen

Warum haben gewisse Dinge eine hohe Qualität, aber trotzdem kein gutes Image – wie etwa die Alters- und Pflegeinstitutionen?

Von Oskar Reding

Letzthin wurde mir an der Tagung unseres Beraternetzwerks schmerzlich bewusst, dass unsere Branche ein Riesenproblem hat: Zwischen Image und den Erfahrungen der Bewohnerinnen und Bewohner in Alters- und Pflegeinstitutionen liegen Welten.

Wer auch immer über Alters- und Pflegeheime spricht oder schreibt, hat grösste Vorbehalte. Es ist von Entmündigung, von Vorschriften, von einem Abstellgleis die Rede. Auch der deutsche Philosoph Otfried Höffe spricht im Buch «Die hohe Kunst des Alterns» vom «gesellschaftlichen Vortod».

Doch wie erfahren die Betroffenen selber das Leben in den Altersinstitutionen? Ein renommiertes Befragungsinstitut hat an der erwähnten Tagung die Ergebnisse vieler Umfragen präsentiert. Übers Ganze gesehen gaben mehr als 80 Prozent der Befragten an, dass sie sehr gern oder gern in ihrer Institution leben. Diese Resultate sind in den letzten Jahren nicht schlechter geworden – trotz finanziellem und zeitlichem Druck. Trotz vermehrter Auflagen. Trotz des Fachkräftemangels.

Was also ist zu tun? Ich frage mich, wer draussen im Land die Resultate dieser Umfragen kennt. Müssten die Ergebnisse der landauf, landab in den Institutionen realisierten Umfragen nicht viel offensiver kommuniziert werden? Was machen die Betriebe hier? Welche Strategie wird verfolgt? Wie wird gegenüber den Stakeholdern kommuniziert? Ich meine, dass diese und weitere Fragen durch das strategische Aufsichtsorgan der Institution diskutiert werden müssten. Konzeptionelle Vorgaben für die operativ Verantwortlichen wären das Resultat daraus. Der Grundsatz «Tue Gutes und sprich darüber» kann gute Dienste leisten. Ich stelle mir vor, dass so auf der lokalen und regionalen Ebene positive Imagewirkungen erzielt werden könnten.

Weil die Institutionen einzeln und uneinheitlich Befragungen durchführen, verfügen wir im Verband über keine verwertbare Daten. Nur wenn wir über eine solche verfügen, können wir auf nationaler Stufe unseren Beitrag leisten. Es braucht also ein Hand-in Hand-Arbeiten der Betriebe, der Kantonalverbände und des nationalen Verbandes.

Eine gezielte Diskussion über Erfassung, Darstellung und Kommunikation von Ergebnissen der Betreuungs-, Begleitungs- und Pflegedienstleistungen scheint mir nötig.

Was meinen Sie? Ich bin erreichbar unter o.reding@curaviva.ch

Oskar Reding ist Projektleiter/Qualitätsverantwortlicher von Curaviva Schweiz. www.curaviva.ch/qualität.

Kurznachrichten

Alter

Krankheit und Lebensqualität

Gesundheitsprobleme und chronische Krankheiten im Alter führen nicht zwangsläufig zu einer geringeren Lebensqualität. Das zeigt eine aktuelle ZHAW-Untersuchung. Auch wenn zwei Drittel der Menschen ab 75 Jahren mit mindestens einer chronischen Krankheit leben, stuft eine Mehrheit die Lebensqualität als gut bis ausgezeichnet ein. Selbst in der Gruppe der 83- bis 89-Jährigen sind immer noch rund zwei Drittel der Ansicht, dass ihre Gesundheit gut bis ausgezeichnet ist. Frauen allerdings nehmen mit zunehmendem Alter ihre allgemeine Gesundheit im Vergleich zu Männern als schlechter wahr. Die Chance, den Lebensabend gesund und mit hoher Lebensqualität verbringen zu können, hängt freilich nicht nur von körperlichen Voraussetzungen ab, sondern auch von materiellen und sozialen Ressourcen. Personen mit tiefem Bildungsniveau, tiefem Einkommen oder Migrationshintergrund haben nicht nur ein höheres Risiko für chronische Erkrankungen, sondern zeigen auch ein schlechteres Gesundheitsverhalten und eine geringere Lebensqualität. Die Studie belegt zudem, dass das Gesundheitsverhalten vieler älterer Menschen Verbesserungspotenzial hat. Rund 40 Prozent der Frauen und 60 Prozent der Männer sind übergewichtig. Auch Rauchen und riskanter Alkoholkonsum sind verbreitet. Daneben nimmt der Anteil der Personen mit Bewegungsmangel mit fortschreitendem Alter zu. «Wenn es hier gelingt, Gruppen mit schlechtem Gesundheitsverhalten zu erreichen, kann der generell gute Gesundheitszustand der älteren Bevölkerung noch weiter verbessert werden», hält die Studie fest.

Medizin stellt Zunahme von Allergien im Alter fest

Wenns plötzlich juckt

Bisher ging die Medizinwissenschaft davon aus, dass Allergien auf bestimmte Substanzen sich im jugendlichen Alter oder dann überhaupt nie entwickeln. Wie das deutsche Nachrichtenmagazin «Der Spiegel» schreibt, stelle man immer häufiger fest, dass auch ältere und alte Menschen, die bisher beschwerdefrei gelebt hatten, im Alter von Überempfindlichkeiten gegen Pollen, Staub, Erdnüsse oder Insektenstiche geplagt werden. Plötzlich können sie gewisse Dinge nicht mehr essen, die ihnen bis anhin überhaupt keine Probleme bereitet hatten. «Wir beobachten immer mehr Menschen, die erst mit 60, 70 oder 80 Jahren Atemwegsallergien oder eine Neurodermitis entwickeln», zitiert das Magazin einen Facharzt vom Allergie-Centrum-Charité in Berlin. Man gehe von rund 10 Prozent Allergikern aus, bei denen erst jenseits der 65 allergische Beschwerden auftreten. Häufig werde die Allergie nicht erkannt, man diagnostiziere einen gewöhnlichen Infekt. Das kann für die Betroffenen gefährlich sein.

Birkenpollen: Allergien frühzeitig erkennen.

Entwickelt sich die Allergie zu Asthma, dann kann ein Asthmaanfall im Alter tödlich sein. Die Mediziner vermuten als Grund für die Zunahme von allergischen Empfindlichkeiten bei alten Menschen aggressivere Allergene und ein schwächeres Immunsystem, weil heute die Menschen nur noch selten von Parasiten und schweren Infektionen heimgesucht werden. Zudem reagieren viele alte Menschen allergisch auf Medikamente, die sie erst im Alter nehmen müssen. Die gute Nachricht sei, dass eine rechtzeitig erkannte Allergie auch bei alten Menschen meist sehr gut behandelt werden kann.

Altersheim für Schwule und Lesben?

Gibt es in der Stadt Zürich bald ein Altersheim für Menschen mit gleichgeschlechtlicher sexueller Orientierung? Der zuständige Stadtrat Andreas Hauri sagte dem «Tages-Anzeiger», dass etwas nicht stimmen könne, wenn man im Altersheim nicht zu seiner Sexualität stehen könne. Denn tatsächlich leben in den Zürcher Alterszentren keine schwulen und lesbischen Paar offen zusammen. Vier Vorstösse im Stadtparlament verlangen, dass Bedingungen geschaffen werden, damit schwule und lesbische Paare in einem der bestehenden oder in einem neuen speziellen Zentrum offen leben können. Der Verein «Queer altern» fordert ein solches Altersheim bereits seit fünf Jahren.

Mentale Versorgungslücke schliessen

Gerontopsychologen sprechen von einer «mentalen Versorgungslücke» und meinen damit das Fehlen geistiger Anregungen und somit von Gesprächsstoff. Tatsächlich steht in den meisten Altersinstitutionen die körperliche Pflege im Vordergrund. Studien zeigen , dass soziale Bedürfnisse im Alter eher zu kurz kommen. Jetzt suchen Alters- und Pflegeinstitutionen im Kanton Bern neue Wege, diesem Verstummen im Alter entgegenzuwirken – mit neuen Ansätzen in der Altersarbeit. Gemeinsam mit dem Verband Curaviva Bern lancieren sie die Veranstaltungsreihe «Mein Lieblingsfoto». Bewohnende und Lernende in Institutionen zeigen ihr Lieblingsfoto und erzählen ihre Geschichte dazu. Den Nutzen der Biografiearbeit hat die Gerontologie vielfach bewiesen. Die Erzählbühne «Mein Lieblingsfoto» ermögliche es, das biografische Erzählen auf besonders emotionale Ereignisse zu fokussieren. Für alte Menschen sei es wichtig, Episoden aus ihrem Leben mit anderen Menschen teilen zu können. Ebenfalls ist belegt, dass positiv konnotierte Bilder aus der Vergangenheit besonders anregend sind und das Wohlbefinden steigern.

Welcher Sport im Alter?

«Bis Mitte, manchmal Ende 30 werden Rekorde erbracht. Danach ist man als Sportler ‹alt›.» Das sagt der deutsche Sportmediziner Georg Neumann. Er hat lange am Institut für Körperkultur und Sport (FKS) Leipzig geforscht. Es sei eine umumstössliche Tatsache, dass die physiologische Leistungsfähigkeit mit zunehmendem Alter abnehme. Vor allem, weil die Muskelmasse schwindet. Das sollte aber kein Grund sein, mit dem Sport aufzuhören. Vielmehr stellt Neumann die Frage: Welcher Sport geht im Alter am besten? Zusammen mit anderen Wissenschaftlern hat der Sportmediziner umfangreiche Datensätze von Weltmeisterschaften der Senioren ausgewertet. Das Fazit: «Ältere und alte Menschen, die trainieren, trainieren den ‹Muskelrest›.» Empfehlungen aus Amerika legen den Alten als Minimum 150 Minuten schnelles Gehen pro Woche, jeweils mit anschliessender Dehnung (Stretching), ans Herz. Das Optimum liege bei 150 Minuten Belastung pro Woche im aeroben Bereich und etwas Krafttraining. So können Senioren in den Ausdauersportarten (Marathon, Halbmarathon, 10000 Meter, Radsport) noch recht lange gute Resultate erreichen. Auch in weiteren leichtathletischen Disziplinen (Speerwerfen, Weit- und Hochsprung) werden im Alter noch beachtliche Leistungen erbracht. Ein 100 Jahre alter Inder zum Beispiel bewältigte den Marathon 2011 in 8 Stunden, 25 Minuten und 11 Sekunden. Ein 105-jähriger Franzose fuhr mit dem Rennrad auf der Bahn 22,5 km in der Stunde. Warum aber brauchen die Senioren überhaupt Bewegung und Sport? Neumann: «Das Gehirn gibt für Bewegungen einen Befehl an den Muskel. Der Muskel muss sich mit Stoffwechsel, Energiezufuhr, Hormonen, Durchblutung und vielem mehr auseinandersetzen. Über Botenstoffe, sogenannte Myokine, kommuniziert der Muskel dann mit anderen Organen, um die gewünschte Funktion ausführen zu können. Der Muskel ist als grösstes Organ im Körper viel aktiver als bisher angenommen. Nichtstun aber reduziert die Myokinaktivität auf ein Minimum.» >>

Menschen mit Beeinträchtigungen

Tony Award für Rollstuhlfahrerin

Die US-amerikanische Schauspielerin Ali Stroker, 32, ist im Juni als erste Darstellerin in einem Rollstuhl mit einem Tony Award ausgezeichnet worden. Sie erhielt die Auszeichnung für ihre Rolle im Musical «Oklahoma!». Die Tony Awards sind die wichtigsten Theaterpreise in den USA. Stroker ist seit einem Unfall als Zweijährige von den Beinen abwärts gelähmt. Nachdem sie mit sieben eine Broadway-Show gesehen hatte, setzte sie alles daran, trotz dem Rollstuhl Schauspielerin zu werden. In ihrer Dankesrede bei der Tony-Verleihung sagte sie: «Dieser Award ist für jedes Kind mit einer Behinderung oder Einschränkung, das heute Abend zuschaut und darauf gewartet hat, sich in dieser Halle vertreten zu sehen.»

Schauspielerin Stroker: Mutmacherin.

Post diskriminiert Behinderten

Auf einer Schweizer Postfiliale haben Angestellte einem Mann den Abschluss eines neuen Handy-Abos verweigert. Der 32-Jährige leidet an der erblichen Muskelerkrankung Muskeldystrophie. Als er seine SIM-Karte bei der Post abholen möchte, will man ihm die Karte nicht geben. Der Grund: Wegen der Krankheit kann der Mann keinen Stift führen und deshalb auch keine Unterschrift leisten. Wie die Sendung «Kassensturz» des Schweizer Fernsehens berichtete, verweigerten die Post-Angestellten die Herausgabe, obwohl der Vater des Mannes zugegen war – ausgestattet mit einer notariellen Vollmacht. Gegenüber der Fernsehsendung erklärte Kurt Broger von der Muskelgesellschaft, der Hilfsorganisation der Muskelkranken, der Vorgang sei diskriminierend. Schliesslich sei bereits seit 15 Jahren das Gleichstellungsgesetz in Kraft. Und das besage, «dass für betroffene Menschen der Zugang zu Dienstleistungen gewährleistet sein muss». Hier müsse man eine Lösung finden, sagte Broger. Auf Nachfrage von «Kassensturz» will die Post prüfen, ob eine eigenhändige Unterschrift künftig noch nötig ist. Eine Sprecherin räumte den Fehler gegenüber der Sendung ein und entschuldigte sich für den Vorgang. Der Mann hat seine SIM-Karte inzwischen bekommen.

Pflegebedarfsinstrumente

Curaviva Schweiz wird neuer Eigentümer der Q-Sys AG

In der Schweiz gibt es neben der Besa Care AG, der Tochterfirma von Curaviva Schweiz, aktuell zwei weitere Anbieter von Pflegebedarfsinstrumenten. Dazu gehört auch die 1998 gegründete Q-Sys AG mit Sitz in St. Gallen, welche das RAI-NH-System in der Schweiz vertritt. Beide Firmen – die Besa Care AG und die Q-Sys AG – sind im gleichen hoch spezialisierten Markt tätig und stehen vor den gleichen Herausforderungen.

Im Zuge der Nachfolgeregelung lag es für die Q-Sys-Besitzer Guido Bartelt und Markus Anliker deshalb auf der Hand, das Gespräch mit Curaviva Schweiz zu suchen: «Im Sinne der Nachhaltigkeit war die Übergabe unserer Firma an den Branchenverband unsere Wunschlösung.» Curaviva Schweiz hat das Angebot von Q-Sys intensiv geprüft, wie Direktor Daniel Höchli erläutert. «Bei unserem Kaufentscheid standen die Interessen der Branche im Vordergrund. Ausschlaggebend war, dass viele Mitgliederinstitutionen das RAI-NH-System von Q-Sys nutzen.»

Nachfolgeregelung bringt Vorteile

Mit dem Kauf von Q-Sys schafft Curaviva Schweiz die Voraussetzung, um die Kontinuität und Weiterentwicklung der Instrumente zu gewährleisten. Q-Sys und BESA Care können nun gemeinsame Herausforderungen koordiniert und unter Nutzung von Synergien angehen. Chancen ergeben sich auch auf politischer Ebene. Als Eigentümer der beiden Firmen kann sich Curaviva Schweiz noch wirkungsvoller in die politische Diskussion über die Pflegebedarfsinstrumente einbringen und sich für fachlich fundierte, administrativ einfache und kostengünstige Lösungen einsetzen.

Die Übergabe des operativen Geschäfts von Q-Sys erfolgt per 1. März 2020. Dabei werden beide Unternehmen alle aktuellen Produkte und Projekte weiterführen. Neuer Geschäftsführer wird ab diesem Zeitpunkt Beat Stübi, der weiterhin auch der Besa Care AG vorstehen wird. Sämtliche Stellen des interdisziplinär zusammengesetzten Teams bleiben erhalten. Der Businessplan der beiden Firmen wird künftig von den Verwaltungsräten von Besa Care und Q-Sys gemäss den Vorgaben der Eignerstrategie von Curaviva Schweiz gemeinsam erarbeitet.

Die Q-Sys AG

Das Angebot der 1998 gegründeten Q-Sys AG umfasst Software, Handbücher, Schulungen und Support für das RAI-NH- und das RAI-HC-System sowie ein elektronisches Pflegedokumentationssystem (ePDok). Die Q-Sys AG unterstützt Heime im Qualitätsmanagement und beteiligt sich an Projekten zu Weiterentwicklungen der Bedarfserfassungssysteme (Nationale Qualitätsindikatoren, Palliative Care, Zeitstudien, Pilotprojekte Romandie). Die Kantone Solothurn, Basel-Stadt, Tessin und Fribourg haben das RAI-NH-System für alle Heime eingeführt, in zwölf weiteren Kantonen wird es von einem Teil der Heime verwendet. Die Firma Q-Sys AG beschäftigt aktuell 20 Angestellte und Freelancer.
www.qsys.ch

CURAVIVA Schweiz